sekr.

Bismarck und Moltke,

Deutschlands Dioskuren.

Von

Math. Evers.

Bismarck und Moltke,

Deutschlands Dioskuren.

Eine vaterländische Festgabe

zum

20. Gedenktage der Wiederaufrichtung

des

Deutschen Kaiserreichs

am 18. Januar 1891

von

Math. Evers.

Düsseldorf
Verlag von Felix Bagel.

Inhalt.

Das vorliegende Schriftchen ist aus einer Reihe vaterländischer Festreden erwachsen, welche, ihrer Zeit vor großen gemischten Zuhörerschaften, in Einem Falle vor der höheren Schuljugend gehalten, allseitigen Beifall gefunden und dem Verfasser — auch nach der teilweise erfolgten Veröffentlichung von Bruchstücken durch die Zeitungen — die wiederholte Aufforderung eingetragen haben, sie im ganzen weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Indem das hiermit, wenn auch in anderer als der ursprünglichen Form geschieht, giebt der Herausgeber sich der Hoffnung hin, daß durch den, zum Zweck der Übersichtlichkeit wie der Durchsichtigkeit vorgenommenen Umguß der verschiedenen Reden in zwei bezw. drei größere, je in sich einheitlich zusammenhängende Gesammtschilderungen dem Ganzen und Einzelnen doch nichts von allem dem verloren gegangen sein werde, was berufene Sachkenner einst den Vorträgen freundlich zuerkannt haben: nichts von Klarheit und durchgängiger Allgemeinverständlichkeit auch für den Mann aus dem Volke und die reifere Jugend; nichts von der ursprünglichen Frische, Bündigkeit und Kraft des überall, auch bei verwickelteren

Dingen, festgehaltenen rednerischen Tones, den auch in der jetzigen Form nirgends in bloße Erzählung, geschweige denn in trockene oder langatmige Auseinandersetzungen übergehen zu lassen, der Verfasser sich ganz besonders bemüht hat; nichts endlich von dem ungekünstelt-natürlichen Schwunge aufrichtiger Begeisterung, wie er sich wohl zur Redeweise des sogenannten „erhabenen Stils", zu Fülle, Schmuck und dichterischen Bildern erheben, aber niemals zu Schwulst, Überladung und Wortgeklingel versteigen darf.

Wäre es dem Verfasser gelungen, dieses Gesamtgepräge festzuhalten, so wäre damit die Eigenart gerade dieser Schrift vor den sonstigen Behandlungen des gleichen Gegenstandes gekennzeichnet — eine Eigenart, die sich auch schon in dem Grundzuge, die beiden großen Helden untrennbar als Ein herrliches Doppelgebilde darzustellen, hinlänglich bekunden dürfte.

Daß dabei die Prosa je in der Umrahmung entsprechender Dichtung erscheint, wird hoffentlich den Gesamteindruck nicht abschwächen.

Könnte die Schrift zum bevorstehenden 20. Geburtstage des Deutschen Reichs ein Scherflein beitragen zur Förderung vaterländischer Begeisterung im allgemeinen und dankbarer Treue gegen unser hehres Heldenpaar im besonderen, so wäre ihr Zweck erfüllt.

I. Zum Eingang.

Unsere Dioskuren.

Seht das gewaltige Schiff! Durch's wogende Meer des Jahrhunderts
  Kommt es daher, durch die Flut brausenden Völkergewirrs.
Stolz und freudig rauscht es heran mit ragenden Borden,
  Neu von dem Kiele zum Mast, stahlhart zusammengefügt.
Lichtes Eichenlaub kränzet den dunkel gepanzerten Riesen,
  Lustig im sonnigen Strahl lacht in die Flaggen der Wind;
Doch aus den Wanten da lugt die Reihe der dräuenden Schlünde,
  Zahllos auf Masten und Deck tummelt sich kriegerisch Volk.
Hoch von der Brücke her lenkt sie der ruhig gebietende Herrscher,
  Dem sich des Jugendmuts Kraft paart mit dem männlichen Ernst.
Und nun steigt sie empor dreifarbig am Mast die Standarte:
  Seht, mit der Krone geschmückt schwebet ein mächtiger Aar!
Donnernd begrüßen im Hafen die Flotten den prächtigen Segler,
  Donnernd aus erzenem Mund giebt er die Grüße zurück.
Eifrig drängt sich das Volk schon heran voll spähender Schaulust:
  Laut von Munde zu Munde hallt es: „Germania, Heil!“
Und voll Staunen beschaut's das jüngste, nun mächtigste Fahrzeug,
  Träger der Kraft und des Ruhms kaiserlich deutscher Nation. —

Da nun lenkt sich der Blick auf ein riesiges Wundergebilde,
  Das ganz vorn an dem Bug ragt in die Lüfte empor.
Kunstvoll ist es gestaltet von goldig schimmerndem Erze,
  Weithin erglänzet es hell über die spiegelnde See.
Hand in Hand — so treten hervor zwei herrliche Helden,
  Zwillingsbrüder, so scheint's, treulich verbunden in Eins.
Beide schon Greise, man sieht's: auf der Wahlstatt des Lebens gealtert,
  Aber noch ungebeugt trotzend in eherner Kraft.
Also leuchten sie führend voran dem Laufe des Schiffes,
  Ein heroisches Paar. Auf denn, und schaut, wer sie sind!

Hünenhaft, riesigen Wuchses, vergleichbar dem markigen Eichbaum,
  Breit an Schultern und Brust, so tritt der Eine hervor.
Stolz erhebt sich das Haupt auf dem kräftig gedrungenen Nacken,
  Kahl ist der Scheitel, doch hehr wölbt sich die mächtige Stirn,
Drauf die Götter der Weisheit, des Muts, des Worts und der Thatkraft,
  Innig zum Bunde gesellt thronen, ein ganzer Olymp!
Unter den buschigen Brauen blitzt kühn das gewaltige Auge,
  Bis auf der Seele Grund bohrt sich der flammende Blick,
Der gleich scharf, wie der Falk, aufspürt das verborgene Kleinste,
  Und gleich hoch, wie der Aar, fliegt um die Weite der Welt.
Kriegrisch umschattet die Lippen des Bartes männliche Fülle,
  Kriegerisch bäumt sich der Mund, wölbt sich das trotzige Kinn.
Aber ach! tief durchgruben ihm Sorgen und Mühen das Antlitz,
  Furchen des Ernstes, des Leids — Runen des Weltengeschicks!
Doch sie selber, die Reckengestalt, sie raget noch rüstig,
  Frisch vom belebenden Hauch geistiger Jugend umweht.
Also leuchtet das Heldengebild. Wer's einmal erschaut hat,
  Unauslöschlich geprägt haftet's ihm tief im Gemüt. —

Aber untrennbar von ihm, prägt auch des Zweiten Erscheinung
  Unvergeßlich sich ein — Gegen= und Mit=Bild zugleich!
Hohen, doch schlankeren Wuchses, der Edeltanne vergleichbar,
  Raget auch dieser empor, zäher Geschmeidigkeit Bild.
Wie aus Granit gehauen die ruhigen, klassischen Züge,
  Fein und doch fest gefügt, glatt und doch kraftvoller Art.

Mächtig wölbt sich auch hier das Haupt, und göttliche Geister
  Bauten auch hier sich den Thron: Klarheit mit Kühnheit gepaart,
Wägende Denkkraft, wagender Wille, der Herrscherin Pflichttreu
  Williges Dienergefolg', rasch wie beharrlich zur That.
Tiefe Linien ziehn sich auch hier des sinnenden Ernstes,
  Tief und klar von dem Aug' bricht der beredsame Strahl;
Aber die Lippen umhüllt der Schweigsamkeit goldener Schleier,
  Selten nur drängt sich das Wort silbergewappnet heraus.
Doch um das Ganze, so sehr es ein Bild spartanischer Strenge,
  Webt der Bescheidenheit Reiz, wehet der Hauch des Gefühls,
Und es ruht auf den Zügen der Güte freundliche Anmut,
  Ja, dort im Winkel des Mund's duckt sich der heitere Schalk. —

So nun — die Hände verschlungen zum unauflöslichen Trutzbund —
  Raget das Doppelgebild glanzvoll am Buge hervor.
Staunend betrachten die Völker das Werk und rings die Symbole,
  Wo zu den Waffen gesellt blinket die Feder von Stahl.
Wiederum fliegt es von Munde zu Mund, es braust zu den Wolken:
  „Seid Dioskuren Ihr, Bismarck und Moltke, gegrüßt!" —
Dich in dem Geisterturnier und Dich in dem Ringen des Schlachtfelds
  Achtet als „ohne Vergleich" selbst der geschlagene Feind.
Söhne Germanias Ihr, in den Wehen geboren des Weltkampfs,
  Habt Ihr die Mutter nun auch kämpfend und siegend erhöht!
Größer seid Ihr uns, als einst den Griechen Kastor und Pollux,
  Die zwischen Leben und Tod täglich zu wechseln bestimmt.
Ihr, zu den herrlichen Höhen des ewigen Ruhmes erhoben,
  Ohne Wechsel genießt Ihr der Unsterblichkeit Lust!
Leuchtet denn ewig im Glanz dem Schiff der gewaltigen Mutter
  Führend und fördernd voran! Leuchtet als Doppelgestirn
Hoch an dem Himmel der Heimat, ein Sinnbild spät'sten Geschlechtern
  Heiligster Vaterlandsglut, herrlichsten deutschen Geblüts! — —

Und nun steuere wiedrum hinaus, du kaiserlich Fahrzeug,
  Lenke getrost den Lauf, wie ihn dein Genius weist.
Fernhin winken noch leuchtende Ziele! Und ob sich noch Wolken
  Lagern am Horizont, drohend mit Sturmesgefahr:

Mutig und mächtig voran! Viel hundert Geister der Helden
Geben, vom Himmel gesandt, schützend dir sichres Geleit.
Fahre nur zu! Dein S t e u e r m a n n lenkt mit furchtlosem Herzen,
Und durch die dunkelste Nacht leuchtet dein Doppelgestirn,
Und es brechen die Wogen am Wundergebilde des Bugs sich —
Fahre nur zu! Nach Sturm winkt die geglättete See,
Und liebkosend umkräuseln des Weltlaufs sanftere Wellen
Dir den Kiel, und es beugt freudig der Last sich das Meer. —



Fürst Otto von Bismarck.

II. Bismarck.

I.

„Bis Mark und Kraft die Deutschen ganz verlassen,
Wird Bismarcks Stern in Deutschland nie erblassen!"

So hat einst, in glücklichem Wortspiel, ein Dichter denselben Gedanken ausgesprochen, dem, will's Gott, noch auf lange Zeit hinaus viele vaterländische Feiern einen kräftigen nachhallenden Ausdruck verleihen werden.

Vaterländisch in der That, patriotisch-national im besten Sinne des Worts ist an sich jede Feier des großen Staatsmannes und geht weit über den Rahmen etwaiger politischer Partei-Feste hinaus. Denn der Mann, dem wir da huldigen, steht — auch abgesehen davon, daß er nunmehr dem Staube der politischen Arena entrückt ist — von jeher hoch über den Parteien, als der langjährige erste Diener von Kaiser und Reich, als der geistige Schöpfer und Träger des geeinten Vaterlandes, als eine Säule und ein Sinnbild unserer Macht und Herrlichkeit! Das Geburtsfest also oder jedweden sonstigen Ehrentag unseres alten ehrwürdigen Fürsten-Reichskanzlers könnten — und sollten billigerweise — alle guten Deutschen ohne Unterschied begehen! Selbst wer nicht stets mit ihm übereingestimmt hat; wer hier an dem Staatsmann oder Diplomaten, dort an dem

Menschen allerlei aussetzen zu müssen glaubt: an solchem Tage könnte er doch einmal Tadel, Krittelei und Gegnerschaft vergessen vor dem einen überwältigenden Gefühl der Freude und des Danks gegen Gott, daß dieser Geistesriese, den die weite Völkerwelt anstaunt und als einen Heroen des Menschengeschlechts willig anerkennt, daß der uns gehört, unseres Fleisches und Blutes, unseres Stammes, unseres Geistes ist; daß wir, wir Deutschen es sind, welche man von allen Seiten — und nicht zum wenigsten von den feindlichen — um einen solchen Mann beneidet hat!

Brauchte man doch nur zusammenzustellen, was über ihn durch's gesamte Ausland, in aller Welt Zungen wiederhallt: die glänzendste Lobrede würde das Ergebnis sein!

Wie also allemal an Kaisertagen, sei es beim Wiegenfeste unseres jetzigen, sei es an den Gedenktagen unserer beiden ersten unvergeßlichen Kaiser, der Hader der Parteien zu verstummen pflegt; wie da alle Patriotenherzen — dort in dem Einen Jubelgruße: „Heil dir im Siegerkranz!", hier in der Einen großen Harmonie wehmütiger Ergriffenheit und dankbarer Treue — einmütig zusammenklingen: ähnlich könnte es doch auch bei des ersten deutschen Kaisers größtem Ratgeber und treuestem Vasallen, bei dem Manne geschehen, der — wie wir jetzt wissen — in der dunkelsten Stunde seines Herrn dessen getreuester Eckart und festester Eckstein gewesen ist, und den der erhabene Monarch selber einst durch sein berühmtes „Niemals!" als unzertrennlich und für immer mit sich verbunden erklärt hat!

Wenn es nun doch nicht so ist; wenn zu unserm tief-

sten Schmerze selbst heute noch, in unbewußter oder eigensinniger Verkennung des Mannes, ganze Kreise unseres eigenen Volkes grollend abseits stehen: nun, so ist das einerseits eine Mahnung, daß hier noch schwere Aufgaben der Zukunft vorliegen, vor denen wir die Augen nicht verschließen dürfen; eine Mahnung, stets dessen eingedenk zu bleiben, daß nicht allein durch frohe Feiern und Feste, sondern vor allem durch ununterbrochene ernste Arbeit der große nationale Gedanke gefördert werden muß — jener Gedanke, mit welchem, so gut wie der Name Wilhelms I. selber, auch der Name seines großen Kanzlers gleichfalls unzertrennlich und für immer verbunden ist! Anderseits aber lassen wir an unserm Teile uns durch so schmerzlich-ernste Wahrnehmungen das gute Recht doch nicht im mindesten verkümmern, unsern Helden auch durch Feste so zu feiern, wie uns das innerste Herzensbedürfnis antreibt!

Denn wie dem religiösen und kirchlichen, dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben die Feier- und Festtage zur Förderung dienen, so kann auch das nationale, das vaterländische Leben und Streben nicht der öffentlichen Feierstunden, der gemeinsamen Bekenntnisakte entbehren, in denen Pflichtgefühl und Dankbarkeit, Patriotismus und Bürgersinn eine besondere Anregung und Erhebung erfahren. Und wie man dort großer Gottesthaten und hehrer Gottesmänner, oder lieber Familienglieder, treuer Freunde, verdienter Genossen festlich gedenkt: so hier der Häupter und Helden der Nation, jener gewaltigen Geister, in denen der Volksgedanke selber sich gleich-

sam verkörpert darstellt. Denn seine großen Männer zu ehren — von jeher ist's ein Naturrecht jedes Volks gewesen, ja mehr, ein innerstes Naturbedürfnis, eine heilige Naturpflicht! Und noch niemals hat ein Volk sich satt gehört an dem Lobpreis seiner Ahnen und Edlen, seiner Fürsten und Führer. Darum sollen auch bei uns, unsterblich wie die Helden Homers und ewig jung wie die Recken des Nibelungenlieds, die großen Männer unserer Tage fortleben von Geschlecht zu Geschlecht! Und als einer der besten und gewaltigsten unter ihnen unser größter Staatsmann, Fürst Otto von Bismarck! —

Und ist es denn nicht auch erhebend, daß trotz aller Gegenströmungen doch immer wieder tausend und aber tausend jubelnde Kundgebungen für ihn erfolgen, aus dem ganzen deutschen Vaterlande und weit darüber hinaus von den fernsten Gegenden, wo nur deutsche Herzen schlagen und deutsche Hände sich fassen — daß jeder Ehrentag unseres großen Kanzlers wirklich wie ein alldeutsches Volks-, ja Familienfest die Gemüter stets aufs freudigste bewegt?

Nun, so lassen auch wir uns, wie gesagt, in unserer jeweiligen Feststimmung, in der aufrichtigen dankbaren Bewunderung unseres Bismarck nicht im geringsten stören! Wir lassen uns solche Tage nicht verderben noch vergällen! Wir lassen uns auch den Mann nicht verkleinern!

Nörgeln und bekritteln; Schwächen und Mängel, Irrungen und Fehlgriffe erspähen, wie sie keinem, auch dem größten Sterblichen nicht, erspart bleiben; fremde Fehler

oder gar selbstverschuldete Übelstände auf einen Einzigen schieben und diesen für alles verantwortlich machen — das alles ist so gewiß keine Kunst, wie des Dichters Wort noch heute, und leider auch edelsten Geistern gegenüber gilt: daß die Welt es liebe,

— „das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn".

Aber umgekehrt ist es eine Kunst: einen Menschen, zumal einen großen Mann, nicht nach Einzel-Zügen und -Seiten, nicht nach Augenblicks-Handlungen und -Stimmungen abzuurteilen, sondern in der Ganzheit seines Wesens, in dem Vollgehalt seiner Persönlichkeit zu erfassen und erst hieraus das mannigfache, oft so gegensätzlich scheinende Einzelne zu verstehen und gerecht gegen einander abzuwägen. Und eine zweite Kunst ist es: auch im scheinbar Kleinen das Große, in angeblicher Einseitigkeit die sich sammelnde Kraft, in Schroffheiten die lautere Glut, in anscheinenden Widersprüchen die innere Folgerichtigkeit der Einen Natur, kurz: in vermeintlichen Schatten dennoch das durchschimmernde Licht zu entdecken. Die höchste Kunst endlich ist es: in einem führenden Geiste neidlos und dankbar das Verdienst anerkennen, der Überlegenheit freudig sich beugen, die wahre Größe aufrichtig bewundern, vertrauensvoll von ihr lernen und begeistert ihr nacheifern!

Und wenn wir nun diese dreifache Kunst gegen unsern greisen Helden zu üben von jeher uns bestrebt haben und noch bestreben, so ist das — Gott weiß es! — weder jetzt noch früher jemals „Kriecherei" oder „Vergötterung" gewesen!

Denn um uns seines so siegreich bewährten staatsmännischen Genius, seiner unwandelbaren Treue gegen Kaiser und Reich, seines fleckenlosen Patriotismus und seines unerschrockenen Heldenmutes voll und ganz zu erfreuen, dazu hatten und haben wir weder Einsicht, noch freies Urteil, noch selbständige Überzeugung zu opfern nötig.

Oder leugnen wir etwa damit, daß auch an diesem großen Menschenbilde echt menschliche Schwächen und Fehler haften? Keineswegs! Aber wir bauschen dieselben allerdings nicht zu „Todsünden" auf und legen nicht Eigenheiten seines Temperaments gleich auch seinem Charakter zur Last. Vor allem aber nehmen wir solche „Mängel" um der weit überwiegenden herrlichen Tugenden willen gern mit in Kauf! Ja noch mehr: wir fühlen uns, schon um der Gerechtigkeit und dann um seiner Größe willen, geradezu verpflichtet, auch diese Züge aus seiner Gesamtnatur, seiner Entwickelung, seinem Lebenslauf, oder aus den jeweiligen Sachlagen und Umständen verstehen zu lernen. Wollen wir sie dabei etwa vertuschen, abschwächen oder beschönigen, um schließlich doch einen unfehlbaren Halbgott oder sündlosen Heiligen herauszukriegen? Auch das nicht im geringsten! Vielmehr haben auch wir von jeher ihm gegenüber unser Recht — und erforderlichen Falls unsere Pflicht — gewahrt, in Einzelheiten von ihm abzuweichen, manche seiner Meinungen und Verfahrungsweisen zu mißbilligen, nötigen Falls auch ihm entgegenzutreten, ja offen und mannhaft ihn zu bekämpfen! Aber darüber haben wir doch nie das Ganze seiner Persönlichkeit und seines Wirkens aus den Augen verlieren, niemals die — wenn

irgend wem, so ihm gebührende Ehrerbietung, Dankbarkeit und Treue hintansetzen wollen! Haben niemals die Sachen mit der Person verwechselt! Haben vor allem niemals verlangt, daß sich der alte kühne Löwe zum sanften geduldigen Lamm, der eisenharte Mann der That zum wachsweichen Schönredner, der stolze Riesenwächter am Thron seines Königs zum bescheidenen Zwergdiener von Partei-Gnaden oder zum Volksgunst-Hascher umwandeln solle!

Nein! War er manchmal auch für unser Gefühl zu reizbar, so haben wir das gewiß — ihm selber zuliebe — tief bedauert; aber wir haben dabei der vielen, vielen, für Deutschland durchwachten Nächte, der unendlichen Sorge und Arbeit, der ungeheueren Erregungen, der Leiden und Bitternisse gedacht, die er, für uns alle mit, getragen und erduldet hat! Und brauste er hie und da allzu heftig auf oder verfuhr zu hitzig: gewiß, es hat uns schmerzlich berührt; aber wir haben uns dann wiederum auch der Geduld und Ausdauer, der besonnenen Ruhe und Weisheit, der selbstbeherrschenden Maßhaltung erinnert, durch welche derselbe Mann, unmittelbar nach riesigen Erfolgen, des Sieges Hochgefühl in sich und andern gedämpft, den Rausch der Gegenwart durch die Berücksichtigung der Zukunft ernüchtert und dadurch besiegte Gegner versöhnt, langjährige Feinde zu Freunden umgewandelt und dem Vaterlande dauernde Grundlagen des Friedens gewonnen hat! — Bei Äußerungen der Härte vollends oder bei schroff durchgreifender Rücksichtslosigkeit haben wir gewiß manches Mal unmutig den Kopf geschüttelt und

freimütig unsere Mißbilligung geäußert; aber anderseits haben wir uns der Wahrheit nicht verschließen können, daß gerade diese unerbittliche Rücksichtslosigkeit, diese eiserne Strenge, diese zermalmende Willenskraft ihn allein befähigt haben, sein gewaltiges Werk durchzusetzen, Preußen groß, Deutschland einig zu machen und die Feinde drinnen und draußen zu Paaren zu treiben! Und endlich — manche Seite zumal seiner inneren Staatsleitung, manches Verfahren, manche seiner Zickzackzüge, seiner Bethätigungen oder Unterlassungen sind ganz gewiß unser vielen unverständlich, befremdend, peinlich gewesen, vielleicht gar zweckwidrig und verhängnisvoll erschienen. Aber allem dem tritt doch immer wieder die Gesamtrichtung seines Wollens und Wirkens und die Gesamtleistung seines Lebens als ein so unantastbar herrliches, hehres und glorreiches Schöpferwerk gegenüber, daß vor dessen übergewaltigem Eindruck all jene Einzelregungen und -Bedenken zurückweichen und dem einen herzschwellenden Hochgefühl staunendster Bewunderung und dankbarster Verehrung wieder Raum geben müssen!

Und so geht es uns unserm Bismarck gegenüber fast, wie es Lessing von sich Luthern gegenüber bekennt, wenn er sagt: derselbe stehe bei ihm in solcher Verehrung, daß es ihm, alles wohl überlegt, recht lieb sei, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil er in der That der Gefahr nahe gewesen sei, ihn zu vergöttern. Und so seien ihm nun die Spuren der Menschheit, die er an jenem finde, so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten.

Wir also, wenn wir gleichfalls immer neu auf dieses Endergebnis hinauskommen, unserm Helden stets frische Bewunderung, Verehrung und dankbare Liebe zollen zu müssen: wir folgen dabei mit unserm Gefühle all den Thatsachen, deren Zeugen wir gewesen sind, all den Erfahrungen, die wir gemacht und innerlichst erlebt haben, all den mächtigen Bewegungen, in deren Nachwirkung wir noch mitten drin stehen! Diese sind es, die zu uns und allen, die nur hören wollen, eine so gewaltige Sprache reden, daß wir in der That herzlich jeden bedauern, dem dafür das Verständnis abhanden gekommen ist.

Dieser Thatsachen gilt es allerdings sich immer von neuem zu erinnern! Und ihren Zusammenhang, wie ihre Bedeutung können wir nur verstehen, wenn wir — ob auch im Fluge und in kürzesten Zügen — das Bild dieses wunderbaren Menschenlebens selber samt seinem großartigen Manneswirken an unserm geistigen Auge vorüberziehen lassen. —

II.

1. An demselben ersten Apriltage des Jahres 1815, als der von Elba nach Paris zurückgekehrte Napoleon den Mächten Europas in einem Rundschreiben zu versichern sich anschickte:

„sein süßester Gedanke sei nun der allgemeine Welt„friede, in welchem der heilige Wettstreit um die „Wohlfahrt der Völker beginnen könne“;

an demselben Apriltage wird in der Mark Brandenburg, auf dem Gute Schönhausen, der Familie von Bismarck der Knabe geboren, der einst als Mann jenen heuchlerischen Aprilscherz des Korsen seinerseits, durch deutsche Wahrheit und Treue, erfüllen sollte!

Altadelig ist das Geschlecht, bis in die Zeit der Kreuzzüge nachweisbar. Doch niemals hat es zu dem trotzigen Raubjunkertum des Landes gehört; nein, stets für Gesetz, Recht und Ordnung eintretend, schlägt sich's beim Einzug der Hohenzollern in die Mark im 15. Jahrhundert sofort auf deren Seite und hat seinem Herrscherhause eine ununterbrochene Reihe treuer und tüchtiger Diener geliefert — ein herrliches Ahnen-Vorbild für den, der schließlich in Treue und Tüchtigkeit die Krone aller werden sollte! — Und noch ein zweiter vorbildlicher Zug! Die Bismarcks, obwohl Edelleute von ältestem Schrot und Korn, sind doch allezeit auch gut bürgerlich gesinnt gewesen, vom ältesten Rule von Bismarck an, dem trefflichen Stendaler Ratsherrn, bis auf den Vater unseres Helden, den Junker Wilhelm Ferdinand von Bismarck, der, dem Vorurteil seiner Standesgenossen zum Trotz, das Bürgerfräulein Luise Wilhelmine Menken heimführt — nicht zu einer sogenannten „Mißheirat“, nein zur denkbar glücklichsten Ehe! Und der große Sohn selber — adlig geboren und gut bürgerlich erzogen; adligen Ehrgefühls voll und doch schlicht bürgerlicher Sinnesart; ein Standesherr, ein Graf, ein Fürst — und doch zugleich im wahren Wortsinne der Ehrenbürger so vieler deutschen Städte, der Ehrengenosse so vieler bürgerlichen Vereine, Innungen und Gesellschaften:

verkörpert er nicht geradezu in sich die innigste Verbrüderung beider Stände in gemeinsamer Tüchtigkeit, im einheitlichen Dienste des Einen Staats und Vaterlandes?

Freilich — von solcher Zukunft ahnte niemand etwas an jenem 1. April 1815, als die alte Wirtschafterin des Hauses dem erwartungsvollen Schloßgesinde plattdeutsch die Freudenbotschaft zurief: „Et is en lüttjen Bismarck anlangt!" Ja, ein neuer „kleiner Bismark": mehr konnten Menschenseelen noch nicht wissen. Aber die unsichtbar waltenden Geister der Weltgeschichte raunten sich ganz etwas anderes zu! und die Genien Deutschlands umschwebten die Wiege mit dem Jubelruf: „Nun ist der große Bismarck angelangt, der gottbestimmte Einiger des Vaterlands!"

Und der Knabe, auf den Namen Otto getauft, wächst mit dem fünf Jahre älteren Bruder Bernhard heran, eine Freude der Eltern und alsbald der Liebling der ganzen Umgebung. Kräftig und kühn, bieder und offen, fleißig und hochbegabt: so entwickelt er sich nach allen Berichten zusehends. Und schon früh tauchen hie und da in seinem eigenen Leben wiederum Züge auf, die sich dem rückschauenden Beobachter unwillkürlich als weissagende Sinnbilder aufdrängen.

Wenn er als Vierjähriger sich ganz allein aus sumpfigem Teiche herausarbeitet; als Fünfjähriger eine kleine Freundin vor dem wütenden Puter rettet und furchtlos den kollernden Welschhahn erdrosselt: sind's nicht gleichsam Vorbilder, wie einst der Mann sich und uns alle aus der nationalen Versumpfung erretten und das Vaterland von dem kollernden gallischen Hahn befreien sollte?

Hernach, als Schüler in Berlin, hat er in der Plamannschen Erziehungsanstalt anfangs, als Neuling, eine längere „Konfliktsperiode" mit seinen Kameraden zu bestehen, ehe sie ihn anerkennen — ganz wie der spätere Minister denen gegenüber, mit welchen er das gleiche Ziel, nur auf anderem Wege, zu erstreben sich bewußt war! Den Wendepunkt führte damals der Knabe selbst herbei, als er beim ersten Badegang, wider aller Erwarten, mit der größten Kaltblütigkeit sich als Vorderster kopfüber ins Wasser stürzt, untertaucht und, kräftig unter der Flut dahinschwimmend, erst am jenseitigen Ufer wieder auftaucht! Und hat nicht mit gleicher Kühnheit auch der so lang verkannte und gehaßte Mann sich kopfüber in die Kriegsfluten von 64 und 66 gestürzt, nach der Gegner Erwartung: um darin zu versinken, in Wahrheit aber, um herrlich wieder aufzutauchen und Verkennung wie Feindschaft in Staunen und Verehrung umzuwandeln? — Sodann in den Wettkämpfen der Schüler, wie oft stürmt er da, als „Telamonier Ajax", allen Kameraden voran zum sicheren Siege — ein Führer, der später eine ganze Nation mit sich fortreißen sollte! — Oder hoch von der alten Linde des Schulgartens herab trägt er aus seinem unvergleichlichen Gedächtnisse dem andächtig lauschenden Kreise seine Lieblingsdichtungen vor, die unsterblichen Gesänge Homers — ganz so, wie dereinst dem Parlamentsredner die staunende Welt lauschen sollte, so oft er das unsterbliche Lied anstimmte von des Vaterlandes Herrlichkeit, dieses Grundthema aller seiner rednerischen Variationen! — Und wenn er ein andermal für einen schwachen Genossen stellvertretend die Strafe für dessen

Vergehen erträgt — hat nicht auch der starke Mann für Schwächen und Sünden der Väter wie der Zeitgenossen schwere Leidensjahre dulden müssen?

Nichts haßt schon der Knabe mehr, als feige Lüge; gewissenhaft, rückhaltlos und wahrhaftig — so wird uns auch der Mann erscheinen! — —

In gleicher Weise bewährt sich auch der Jüngling auf dem „Friedrich-Wilhelms"- und später dem „Grauen-Kloster"-Gymnasium. Und hier treten auch — sein Direktor und Erzieher Bonnell hat's bezeugt — die weicheren Züge seines Wesens hervor: liebenswürdigste Bescheidenheit, gemütvolle und gemütliche Häuslichkeit, anhänglich-zutrauliche Freundlichkeit, dankbare Treue.

1830 bekennt der junge Konfirmande vor seinem großen Lehrer Schleiermacher fromm und frei seinen Glauben, dasselbe schlichte praktische Christentum, auf dem auch der Greis noch steht!

Zwei Jahre später geht's dann endlich, nach glänzend bestandener Prüfung, frisch und fröhlich zur Hochschule, zur berühmten Georgia Augusta nach Göttingen. Aber hinter den allbekannten Jugendstreichen des überschäumenden Studenten und Corpsburschen schaut doch stets der hochideale Sinn, ein stolzes Nationalgefühl, eine ungeschminkte herzliche Natürlichkeit, ein echter und gerechter Haß gegen Schein, Phrasentum und Auslandstollheit hervor! Und wenn er als der „Achilles" des Fechtbodens siegreich jeden Zweikampf besteht und gar auf fremden Hochschulen glänzende Gastrollen giebt: weist es nicht auf die gleich glänzenden Erfolge hin, die er hernach

als Abgeordneter und Landtagsredner, als Bundestagsgesandter in Frankfurt, als Botschafter in Petersburg, als Diplomat in Paris in den Geistes-Turnieren der Staatskunst meisterlich erringen sollte? — Ganz unmittelbar aber wird schon der Studio, ob auch ahnungslos, zum Propheten seiner eigenen Zukunft in jener berühmten Wette mit dem Engländer um die Zukunft Deutschlands.

„Deutschland wird einig werden", so ruft der pommersche Junker dem höhnisch zweifelnden Briten zu, „nicht jetzt und weder durch die Schläger der Corpsburschen, noch durch die Tinte der Schreiber, aber in zwanzig Jahren ist Deutschland einig, ich setze zwanzig Flaschen Wein zur Wette!"

Nun, in dem Zeitpunkt hat sich der feurige Jüngling geirrt: zweimal zwanzig Jahre hat's noch gedauert. Auch ist die Wette selber nie getrunken, denn dann war der Gegner längst tot. Aber gewonnen hat Bismarck — die staunende Welt hat's erlebt — seine Studentenwette so glorreich wie nur möglich, zwar nicht mehr unter dem lustigen Einsatz perlenden Weins, aber unter dem ernstesten Volleinsatz des eignen Bluts und Lebens, der selbsteignen Ehre und Existenz! — —

2. Aus dem Jüngling wird so der Mann, und in dem Werdenden entwickeln sich all jene Seiten mehr und mehr zur reifen Frucht!

Als junger Beamter wie als Soldat, als praktischer Landwirt wie als Abgeordneter: stets ist er der ganze Mann, der mit sicherem Blick die Wirklichkeit der Dinge erfaßt, rückhaltlos seine Meinung sagt,

aus Liebe und Haß kein Hehl macht, und der — obwohl stets bereit „zu lernen wie zu vergessen“ — ohne Schwanken seinen graden Weg verfolgt und überall den Eindruck des hochbedeutenden Menschen hinterläßt.

Allerdings bricht der jugendliche Auskultator und Referendar in seiner gründlichen Abneigung gegen jede Art von Amtswillkür und Beamtenüberhebung die eigentliche Juristen-Laufbahn bald ab, ohne es bis zum „Assessor“ gebracht zu haben. Dafür aber arbeitet er, 1838 vom Vater mit der Verwaltung der pommerschen Güter betraut, diesen sehr vernachlässigten Familienbesitz durch rastlose Thätigkeit und umsichtige Leitung wieder zum schönsten Flor herauf — abermals eine Vorschule für die spätere Großarbeit an den vernachlässigten Zuständen des Vaterlandes!

Sein aus dieser Zeit stammender Wahlspruch: „Noch lange nicht genug!“ wird alsbald sprüchwörtlich und gewinnt für ihn selber die Bedeutung einer unermüdlich vorwärts treibenden Kraft im Dienste der einmal erkannten Aufgabe. Findet er doch neben der strammsten praktischen Thätigkeit noch Zeit und Lust zu geschichtlichen und politischen, volkswirtschaftlichen und sozialen, schöngeistigen und philosophischen Studien; und die gewaltigen Bücherballen, die sich bei ihm aufhäufen, erklären jene erstaunliche Belesenheit und Wissenschaft, die aus seinen späteren Reden hervorleuchtet.

Aber neben solcher ernstesten Arbeit kommt auch heiterste Lebensfreude zu ihrem Rechte. Bald genug erhält der wildkühne Reiter, der verwegene Jäger, der unverwüstliche Zecher den Namen des „tollen Bismarck“, und aus

dem Rittergut Kniephof, das er verwaltet, wird, zum Entsetzen aller Tanten und Basen der Umgebung, der feuchtfröhlichste, gastlichste Kneiphof in ganz Pommern.

Doch nimmermehr geht er in solchem Leben auf, geschweige denn unter. Die Rettung seines im Staritzer See versinkenden Reitknechts, im Sommer 1842 von dem neugebackenen Reserveoffizier der Stargarder Landwehr-Ulanen, unter schwerster eigener Lebensgefahr vollbracht: sie zeigt es abermals, daß dieser Junker Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hat und zu halten versteht. In der vom Könige Friedrich Wilhem IV. ihm verliehenen Rettungsmedaille erhält er den ersten Orden, und zwar denjenigen, den auch der spätere Graf und Fürst unter all den schimmernden Sternen und Kreuzen mit dem größten Stolze getragen hat. —

Dieser grundtüchtige Kern des Mannes findet denn auch mehr und mehr Anerkennung. Seit des Vaters Tode 1845 Herr des Stammgutes Schönhausen, wird er zum Deichhauptmann des Elbufers von Jerichow bis Spandau erwählt und übt in dieser neuen mühe- und gefahrvollen Aufgabe abermals seine Kräfte für das spätere Riesenwerk, des gesamten Vaterlandes Ufergrenzen gegen die brausenden Fluten von West und Ost mächtig einzudeichen und sicher zu schützen.

Und noch zwei Jahre — da läuft der „tolle Bismarck", Hand in Hand mit dem trefflichen Fräulein Johanna von Puttkamer, in den Hafen des denkbar glücklichsten Familienlebens ein, jenes Familienlebens, dem er selbst durch seine klassischen Briefe an die geliebte Frau ein unvergeßliches Denkmal gesetzt hat.

Und eben in diesen berühmten Briefen — zum Teil bekanntlich auch an seine zwölf Jahre jüngere Schwester Malwine, spätere Freifrau von Arnim, gerichtet — da lernen wir so recht Herz, Gemüt und Charakter des Mannes, zugleich aber auch schon den Geist und Scharfblick des angehenden Politikers kennen!

Zwar dieser Politiker muß noch auf lange hinaus einsam anschwimmen wider den Strom der Zeitmeinung, wider die hochgehenden Fluten des Parteienkampfs. Als konservativer Landtags-Abgeordneter zieht er sich in den Revolutionsjahren 48 und 49 den Haß all jener wohlmeinenden, aber übelberatenen Einheits- und Freiheits-Schwärmer zu, gegen die er in schneidigen Reden den streng monarchischen und wehrhaften Preußengeist ins Feld führt. Aber mag auch der „vorsündflutliche Junker" — wie er genannt wird — für den Adel eintreten, er thut es doch nur in dem Bewußtsein, „diesen Stand nie durch Anmaßung oder Geringschätzung anderer entehrt zu haben.* Mag der „Reaktionär" das Drängen der Parlamente auf alleinige Volksherrschaft aufs schärfste bekämpfen: der vom Könige bewilligten konstitutionellen Verfassung beugt er sich doch ohne Murren. Mag der „Stockpreuße" sich gegen ein demokratisch geschaffenes „Deutschland" wehren und auf seine Fahne als alleinige Losung schreiben: die Erhaltung des „spezifischen Preußentums", die Unversehrtheit der preußischen Krone, des preußischen Heeres und des monarchisch gesinnten Preußenvolks um jeden Preis**: dennoch blickt auch er

* Rede Bismarcks vom 24. Oktober 1849. — ** Reden vom 6. Sept. 1849 und 15. April 1850. —

über diese nächste, drängendste Aufgabe hinaus auf das Ziel einer „deutschen Einheit“, da der preußische Adler „seine Fittige von der Memel bis zum „Donnersberge schützend und herrschend ausbreite“, um Deutschland zu der Macht zu verhelfen, die ihm in Europa gebührt.“* Nur will er kein phantastisches Luftschloß deutschen Kaisertums gezimmert wissen, will nicht, dem thörichten Manne gleich, auf den lockeren Sand erregter Volksstimmung bauen; nein, erst soll das durch die Revolution erschütterte „preußische Vaterhaus“ ** sich wieder fest auf den alten „Bronzefelsen“ seines „Königtums von Gottes Gnaden“ gründen, um von hier aus dann allmählich auch die „deutsche Frage“ zu lösen.

3. Die „deutsche Frage“! Der schneidige preußische Landwehrlieutenant soll sie bald in ihrer ganzen Verwicklung aus nächster Nähe kennen lernen: er wird 1851 zum Bundestagsgesandten für Frankfurt ernannt. Bekannt sind aus dieser Zeit seine neuerdings enthüllten großartigen Berichte nach Berlin, bekannter vielleicht noch die köstlichen Züge jener schlagfertigen Geistesgegenwart, mit welcher der neue preußische Gesandte jeder Anmaßung von anderer, zumal österreichischer Seite begegnet. In dieser Beziehung ist die berühmte brennende Cigarre, durch die Bismarck die hochmütige Unhöflichkeit des österreichischen Bundespräsidenten Grafen Thun ahndet, geradezu das Feuersignal geworden für eine ganz neue Wendung auswärtiger Politik, die eben durch ihn beginnt.

Denn er selbst erlebt hier eine völlige Wandlung,

* Reden vom 21. April und 6. September 1849. — ** Rede vom 7. Sept. 1849. —

nicht seiner urpreußischen Grundüberzeugung, wohl aber seiner politischen Einsicht in das Verhältnis zu Österreich. Er, der im Landtage einst, schweren Herzens, den demütigenden Olmützer Rückzug Preußens hatte decken helfen, blos um des Zusammenhalts mit Österreich willen: er durchschaut jetzt des letzteren wahre, durch den Minister Schwarzenberg stets gesteigerte, durchaus widerpreußische Politik; durchschaut zugleich die „nüchterne einfältige Wassersuppe" der deutschen Kleinstaaterei, ihre jämmerliche Zerfahrenheit, Eifersucht und Schwäche; und er erkennt immer klarer den einzig noch möglichen Ausweg aus all diesen Wirren: „das Gebrechen Preußens, dieses alte Bundes-

> verhältnis, diesen Alp und Schlinge um unsern Hals, früher oder später mit Feuer und Schwert zu heilen."*

So wird ihm, dem Einen, lange vor allen anderen Zeitgenossen, der wirkliche grade Weg zur Einheit Deutschlands so sonnenklar, daß er fortan nur eine Aufgabe kennt: auf ihm sein theueres Vaterland zu dem ersehnten Ziele zu führen!

Aber welch ungeheuere Vorarbeit muß er noch thun! Welche mühsame Umwege noch wandern, ehe er die grade Richtung einschlagen kann!

Wohl stimmt der seit 1858 den kranken Bruder vertretende Prinzregent, unser nachheriger Kaiser Wilhelm I., im Ziele überein mit seinem scharfblickenden Staatsmanne; aber sein milder Sinn sträubt sich gegen das letzte härteste Mittel und zugleich sieht er, daß für solche Schritte

* Brief vom 12. Mai 1859 aus Petersburg an den Minister Schleinitz.

Preußens Wehrkraft noch nicht ausreicht. So gilt es zunächst, im eigenen Lande rüstig voranarbeiten, namentlich eine neue Heeresverfassung zu schaffen, und inzwischen, den drohenden europäischen Verwicklungen gegenüber, ruhig den Lauf der Dinge abzuwarten. Der feurige Gesandte aber wird — 1859 — durch den Botschafterposten in Petersburg gleichzeitig geehrt und — wie er selber scherzt — zeitweilig „kalt gestellt".

Aber auch vom fernen Newa-Strande verfolgt und betreibt er die erkannte Aufgabe. 1861 legt er dem nunmehrigen Könige seine Ideen in einer Denkschrift dar. Sodann 1862 zum preußischen Gesandten in dem damaligen Mittelpunkte aller diplomatischen Gespinnste, in Paris, ernannt, überrascht er den lauernden Bonaparte durch die unerhört offene Aussprache seiner Gedanken derart, daß derselbe ihn nur halb ernst nimmt und sich in seiner Überschlauheit gerade in diesem einzigen überlegenen Gegner völlig täuscht. Endlich aber erfolgt, nach all diesen Umwegen, der Schritt, der ihn in die grade Richtung auf sein Endziel zurückführt: noch im selben Jahre 62 beruft ihn der König, schon mitten in dem unseligen Konflikt mit dem Landtage über die Heeresumschaffung stehend und tief entmutigt, als den einzigen der Sachlage noch gewachsenen Mann, beruft ihn telegraphisch aus Frankreich zum Leiter des preußischen Staatsministeriums.

Und nun beginnt der große vierjährige innere Kampf des gewaltigen „Realpolitikers" mit der ihn völlig verkennenden doktrinär-liberalen Volksvertretung — ein wahrhaft tragischer Konflikt zwischen Überzeugung und Überzeugung, zwischen dem formalen Recht des Buchstabens

und dem idealen der Landeswohlfahrt; zwischen zwei Gegnern, die im Grunde dasselbe Eine hohe nationale Ziel erstreben, von denen aber der eine seine großartigen Pläne nicht öffentlich enthüllen darf wegen der auswärtigen Feinde, der andere jenem überhaupt nichts Gutes und Großes und erst recht nichts Nationales, sondern nur alles Böse zutraut. Wohl versucht der Minister anfangs durch Andeutungen sich zu erklären: „Wir müssen unsere Kräfte

zusammenfassen", ruft er dem Landtage zu, „und zusammenhalten für den günstigen Augenblick. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrtum von 1848 und 49 gewesen, — sondern durch Blut und Eisen."

Er versucht auch Frieden zu schließen. „Diesen Olivenzweig, sagt er, habe ich in Avignon gepflückt, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten. Wir sind Kinder desselben Landes. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet sie gern die Hand dazu, berufen, mit den Abgeordneten an einer gemeinsamen Sache zu arbeiten.*

Aber alles umsonst! Dem „Manne von Blut und Eisen" traut man nicht; den Zweck der Heeresschöpfung verkennt man; in liberalen Theorien verrannt, erstrebt man Erweiterung der Volksrechte nach englischem Muster. Ganze Redeschlachten werden geschlagen; aber an dem Felsenmanne prallen alle Angriffe ab. Ganze Schauer

* Erklärung in der Budgetkommission vom 29. September 1862. —

hohnvergifteter Pfeile schwirren gegen ihn heran, man zeiht ihn offen der Rechtsverdrehung, des Staatsstreichs. Aber er — „nicht hinter, sondern vor dem Thron des Königs stehend“ * — mit dem Schilde unerschütterlichsten Gleichmuts fängt er all die Geschosse auf, um sie, von überlegener eisiger Höflichkeit zerbrochen, den Gegnern vor die Füße zu werfen, oder auch, mit noch schneidenderem Witze geschärft, auf die Absender zurückzuschnellen. So steigert sich der Groll schließlich zum grimmigsten Hasse, der sachliche Streit zum Kampfe persönlichster Erbitterung; durchs ganze Land zittert die Erregung, wogt das Kampfgeschrei „für“ oder „wider Bismarck“. Und ringsum blickt Europa, blickt die Welt voll staunender Spannung auf das Schauspiel, hoffen alle Feinde Preußens auf den Ausbruch des Bürgerkriegs!

Fürwahr, eine schwere, eine furchtbare Zeit! Doppelt schwer, weil gleichzeitig noch das unablässige diplomatische Gegenspiel eben dieser offenen und heimlichen Gegner Preußens zu bekämpfen ist, zumal 1863 der bekannte Versuch Österreichs, seine oberste Führerschaft in Deutschland festzustellen; ja dreifach schwer, weil innere Ränke aller Art den König selbst fortwährend umlagern und gegen den verhaßten Minister zu erregen suchen. Und so fest auch der edle Monarch an dem treuen Diener hält, letzterer muß doch auch — wie gesagt — des Herrschers eignen milden, vor dem Äußersten noch zurückbebenden Sinn erst in unermüdlichen Darlegungen von der Richtigkeit seiner Politik überzeugen und für die geplanten Maßregeln ge-

* Rede vom 19. November 1863. —

winnen, ehe er selbst auch nur das Geringste unternehmen kann! — Ja, eine unglaublich schwere Zeit! Wie muß da der Eine Mann immer von neuem rastlos, unaufhörlich beobachten und berichten, raten und ringen, treiben und anfeuern, so daß selbst seine Atlasschultern hie und da wanken und er in den Verzweiflungsschrei ausbricht:

> „Ich wollte, irgend eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch; die Ruhelosigkeit dieser Existenz ist unerträglich, und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht!*

Aber nein! Getragen von unerschütterlicher Königstreue und heiligstem Pflichtgefühl, erhoben durch sein Gottvertrauen und den frischen Frohmut, doch noch einmal aus dem gehaßtesten der „populärste Mann" Deutschlands zu werden — so erhebt er sich immer wieder, ein Recke in der Schlacht, und so geht er den ihm vorleuchtenden Weg Schritt für Schritt vorwärts.

4. Und endlich greift auch der Himmel selber ein: im Tode des Dänenkönigs am 15. November 1863 sendet er den ersten großen „günstigen Augenblick" — und ein Bismarck ist nicht der Mann, den zu verpassen!

Damit beginnen jene fieberhaften, schicksalsgewaltigen, welterschütternden sechs Jahre, in denen der kühne Arzt die unheilbar scheinende deutsche Krankheit, diesen fressenden Krebs des Stammeshaders, diese Herz- und Nervenlähmung der Kleinstaaterei, geheilt hat, geheilt durch dreimalige gesteigerte Anwendung jenes zwar furchtbaren, aber unumgänglichen Mittels von „Blut und Eisen", doch im

---

* Brief vom 28. August 1863 von Baden-Baden aus.

vollen Vertrauen auf die gesunde Natur Preußens und Deutschlands und unter dem sichtlichen Beistande des Allmächtigen. Ja, Gott selbst ist es gewesen, der damals gleichsam wie in einem neuen großen und schöpferischen Sechstagewerk — denn vor Ihm waren jene Jahre Tage! — das „Chaos“, das Wirrnis unserer vaterländischen Welt zum „Kosmos“, zum einheitlich geordneten Ganzen sich hat umgestalten lassen! —

Und zuerst ist es nun das meerumschlungene Bruderland Schleswig-Holstein, über dem die Morgenröte der neuen Zeit verheißungsvoll heraufleuchtet. Zwar ein blutiges Morgenrot, ein flammendes Nordlicht bestrahlt zunächst jene winterlichen Schlachtfelder an Eider und Schlei. Aber mit dem letzten Wintersturm des 18. April, der über die Düppeler Schanzen fegt, da ist auch der Einzug des vaterländischen Frühlings endgültig entschieden. Die jahrhundertelang getrennten Stammesländer, die mißhandelten Töchter Germanias — befreit sinken sie endlich der Mutter ans Herz. Der erste große Doppelerfolg, hier der weisesten und zugleich thatkräftigsten Staatskunst, dort der kühnsten und zugleich besonnensten Heeresführung — er ist über Erwarten glorreich errungen. Gerechtfertigt ist nun der Staatsmann — sein König erhebt ihn in den Grafenstand —, bewährt die neue Heeresverfassung — ja, der Frühling ist angebrochen! Und mit sicherer Hand beginnt schon der weit vorausschauende Säemann neuen Samen auszustreuen zur großen Haupternte des einstigen Sommers. — —

Aber freilich — zwischen Frühlings-Anfang und Sommers-Ende brausen noch manche Stürme wild tosend über das Land, tötet so mancher Nachtfrost und Reif viel tausend

Blätter- und Blütenknospen, schlagen unter Blitz und Donner prasselnde Hagelschauer meilenweit auf sprossende Saaten, auf keimende Hoffnungen verheerend hernieder!

So auch hier! Trotz der herrlichen Errungenschaften, trotz Bismarcks zweifellos nationaler Politik dauert im eignen Lande — kaum glaublich klingt es, ist aber zu erinnern lehrreich und für die Vervollständigung des Heldenbildes unumgänglich — dauert in Preußens Landtag und Volk der alte Verfassungsstreit noch fort, ja steigert sich jetzt erst zur vollen Höhe der Erbitterung! In der weiten Welt schon angestaunt und bewundert, bleibt der große Prophet der deutschen Einheit daheim und bei den Seinen volle zwei Jahre verkannt, verachtet und verhaßt! In eigensinnigem Trotz auf die vermeintliche eigene Unfehlbarkeit will man die Thatsachen, die Zeichen der Zeit nicht sehen! In verbissenem Ingrimm überbietet man sich in persönlichen Beleidigungen, will dem Gegner „das Kainszeichen des Eidbruchs" auf die Stirne drücken, beschuldigt den „Napoleonvergötterer" geheimer Verhandlungen zu landesverräterischer Abtretung deutschen Gebiets an Frankreich — ihn, der „auch nicht ein Kleefeld" zu opfern fest entschlossen ist. Und als gar im Jahre 1865 die Gewitterwolke des Zerwürfnisses mit Österreich immer dunkler und drohender am Horizonte heraufzieht, da sammelt sich gleichzeitig auch am Dönhoffsplatze in Berlin wie in der gesammten Oppositionspresse eine so hochgradige elektrische Spannung, daß schließlich — am 7. Mai 1866 — der Blitz herausfährt, glücklicherweise ein kalter Schlag: der bekannte Mordanfall unter den Linden auf den ahnungslos heimwandernden Minister,

fünf Schüsse eines wahnverblendeten Burschen aus nächster Nähe, drei davon treffend und dennoch — eine wunderbare Gnadenfügung des Himmels! — kein einziger tödlich oder auch nur gefährlich!

In der That, man muß sich alles dessen erinnern; muß auch die gleichfalls nun ins Ungeheuere sich steigernden auswärtigen Sorgen, die immer schärfer sich zuspitzenden Verhandlungen mit Österreich selbst und allen übrigen deutschen Staaten, die Abmachungen mit Italien, die ebenso kluge wie feste Behandlung der Großmächte, zumal des lauernden Frankreichs, sich vergegenwärtigen; muß endlich auch daran gedenken, wie gleichzeitig der König selbst, an sich noch schwankend, nunmehr von allen Seiten, auch von der eigenen Familie, bestürmt wird, den Frieden zu erhalten; welche Einflüsse, Reibungen, Ränke aller Art von Bismarck tagtäglich, ja stündlich zu überwinden waren: alles das, diese ganze entsetzliche Zeit vor der Entscheidung muß man sich vorstellen, um überhaupt zu begreifen, was der Eine Mann da geleistet hat, was er dem Vaterlande und uns allen gewesen ist!

Jene Zeit war es denn auch, die ihm — wir werden's noch sehen — auf lange hinaus seine Gesundheit untergrub, sein Lebensmark verzehrte! Überfällt doch den gewaltigen, nun aber bis zum Tode erschöpften Kämpen einst unmittelbar in des Königs Vorzimmer selbst der Schlummer, dem er lange Nächte hindurch getrotzt hatte. Ein Schlummer fürwahr, der für dieses Dieners Treue lauter zeugte, als bei tausend anderen ihr Wachen! Daß er selbst aber, im Vollbewußtsein seiner ganzen ungeheueren Verantwortung, auch zum Äußersten entschlossen, auf

Schlachtentod oder — Schaffot gefaßt gewesen ist: auch das eröffnet — glaubwürdig berichtet — einen tiefen Blick, wie in die Seele des Mannes, so in die Qual jener fürchterlichen Zeit!

5. Ja „jener Tage Qual war groß!“ Aber groß, riesengroß ist nun auch alles, was als herrliche Frucht aus diesen Wehen geboren wird!

Groß vor allem ist der edle Monarch, welcher, so wie er des Ratgebers große Gedanken als richtig, als unumgänglich erkannt hat, nun auch klar, entschieden, ohne Schwanken und Zögern ihre Verwirklichung mit mächtiger Hand zu Ende führt! — Groß ist das Heer in seiner opferwilligen Ausdauer, seiner todesfreudigen Tapferkeit; groß die heldenkühnen Schlachtenlenker und Feldherren in ihrem unaufhaltsamen Vorwärtsdringen und pünktlichsicheren Zusammenwirken; groß, wundergroß der Feldzugsplan und seine meisterhafte Durchführung, da in sieben Tagen, in einer kurzen Woche Lauf, Zug um Zug, Schlag auf Schlag, Sieg um Sieg des Vaterlandes Schicksal entschieden, Preußens weltgeschichtliche Größe endgültig besiegelt, für Deutschlands Einheit der Grund- und Eckstein unverrückbar festgelegt wird! — Groß zeigt sich nun auch das Volk und seine Vertretung, wenn, unter dem Donner von Sadowa und unter dem Klange der Siegesglocken, endlich, endlich dem nunmehr erprobten Meister gegenüber der allgewaltige Umschlag erfolgt: aus Verkennung in Bewunderung, aus Verachtung in Dankbarkeit, aus Grimm und Groll in frohlockende Freude, aus Haß und Hohn in Liebe und Treue! Ja, groß, überwältigend groß ist das

alles! Aber das Größte vollbringt doch wiederum er selber, wenn er — schon einmal ward's berührt — dort auf der schwindelnden Höhe eines beispiellosen Erfolgs, im verführerischen Rausche eines unvergleichlichen Siegs, dennoch in besonnenster Selbstherrschaft sich und alle anderen mäßigt und von überspanntem Ehrgeiz, von übertriebenen Forderungen zurückhält; wenn er einerseits mit entschlossenster Festigkeit jeden Einmischungsversuch des anmaßenden Bonaparte zurückweist und — zum ersten Male in unsrer Geschichte! — der ganzen großen Auseinandersetzung streng ihren rein deutschen Charakter wahrt; anderseits aber, eben zu diesem höchsten vaterländischen Zwecke, hier dem geschlagenen Österreich die goldene Brücke baut zu ehrenvollem Rückzuge, dort den überwundenen Süddeutschen unmittelbar die Bruderhand reicht zu gegenseitigem Schutz- und Trutzbunde wider jeden Angriff von außen! Und mit derselben hehren Geistesgröße bietet er nun auch, er, der triumphierende Sieger, den alten Gegnern in Landtag und Volk, seinen einstigen, nun von der Geschichte selbst ihrer Blindheit überführten und tief erschütterten Hassern und Verächtern, in großmütigstem Vergessen, in hochherzigem Entgegenkommen die Friedenshand zu ehrlicher vollständiger Versöhnung und herzlich gemeinsamer Arbeit für das neu gestaltete Vaterland!

Fürwahr, wenn irgendwo in der Weltgeschichte Menschengröße und Mannesherrlichkeit von geradezu göttlichem Glanze umleuchtet gewesen ist, so gewiß auch hier, wo der „Mann von Blut und Eisen" den „göttlichsten der Siege", das Vergeben und Sich-vergeben-lassen, vollendet;

wo mit dem Lorbeer des Kämpfers der Ölzweig des Friedestifters, mit dem Eichenkranz des Deutschtums die Palme des Christensinnes zu innigstem Bunde sich gesellt! —

Das also war die, vom Frühling 1864 verheißene, goldene Sommerernte des gewaltigen Jahres 1866! Eine Ernte, deren Garben zwar auf blutgedüngten Schlachtfeldern unter dem Donner des Krieges gereift und mit der Sense des Todes geschnitten waren, die aber um so kostbarer, um so segensreicher dem Vaterlande zu Kraft und Mark verhelfen und zu fernerer goldener Aussaat dienen sollte! — —

6. Und so beginnt nun von jetzt an die gemeinsame, rastlos ernste und doch hoffnungsvoll frohe Arbeit aller beteiligten Kräfte, um nach der unermüdlichen Anweisung des allzeit umsichtigen Meisters den reichen Ertrag unter Dach und Fach zu bringen. Im Fluge wird der vorläufige Bau des Norddeutschen Bundes gezimmert, aufgeführt und möglichst wohnlich eingerichtet.

> „Arbeiten wir rasch!" so ruft der erfahrene Leiter — nunmehr zum Bundeskanzler erhoben — den hie und da säumigen Mitarbeitern zu. „Setzen wir Deutschland so zu sagen in den Sattel! Reiten wird es schon können!"*

In der That, er hatte Eile! Ward's doch immer klarer, daß die Schlußfolge seiner ganzen großen Politik, die Einigung Alldeutschlands, unsre letzte köstlichste Herbsternte, nicht in Frieden, sondern nur im Kampfe mit dem

---

* Rede vom 11. März 1867.

immer aufdringlicheren West-Nachbar werde eingeheimst werden können.

Wohl vermeidet er, so lange es irgend möglich, alles, was dessen Zorn unmittelbar erregen könnte; vermeidet — wie er selbst sagt — jede Überstürzung unserer nationalen Entwickelung, und sucht überall „nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen". Beweis: die bekannte Luxemburger Frage von 1867, wo er zwar Frankreichs Ränke mit voller Entschiedenheit durchkreuzt, aber doch den Streit friedlich beizulegen versteht. Beweis ferner: den heimlichen Anträgen Bonapartes gegenüber die kluge Hinhaltung, um des Friedens Erhaltung möglichst lange zu sichern. Denn wiederholt hat er's ausgesprochen — und auch das ist ein hoher Ruhmeszug in dieser großartigen Natur! — er, der Mann der Thatkraft und der That, der schneidige Kämpfer, der kühne Blut- und Eisen-Wundarzt: er hat dennoch niemals den Krieg als solchen gesucht! hat nie um des Krieges selbst willen, nein, nur für die höchsten menschlichen Zwecke, für Vaterlandes Wohlfahrt und Frieden, und nur im letzten Notfalle, wo kein anderer Ausweg mehr offen stand, zur Endentscheidung des Schwerts gegriffen! Wie schön sagt er doch einmal in seiner schlichten Weise:*

„Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere selbst in den Krieg zu führen oder zu begleiten, und infolgedessen in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarette dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich

* Rede vom 24. September 1864.

sagen zu müssen: Diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können!"

Und gerade ein Jahr vor dem größten seiner Kriege, dem französischen — wie tief und weich tritt sein Empfinden hervor, wenn er im engern Kreise äußert: „Ich bin eine lange schwere Woche über der Frage des Kriegs mit Frankreich gesessen. Nicht die Möglichkeit einer Niederlage war es, was uns beschäftigte, sondern die Frage: ob wir anfangen sollten selbst bei Gewißheit des Siegs. Auch dies haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheueren Verluste, all den Jammer und das Elend in den tausenden Familien erwogen. Ja, meine Freunde, schauen Sie mich immer groß an! Meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? Glauben Sie mir, ich habe ein Herz, das genau so fühlt, wie das Ihre! Krieg bleibt immer Krieg. Das Elend der ausgesogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen: das ist alles so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfalle zu diesem Mittel greife!" * —

Aber freilich: trat nun dieser Notfall ein, dann kennt er nur Eine, die alte preußische Losung: „Vorwärts! mit Gott für König und Vaterland!" Dann sammelt sich alles in ihm zu dem Einen Gefühl, dem er selber den herrlich stolzesten Ausdruck gegeben hat:

---

* Gespräch mit bayrischen Abgeordneten 1869.

„Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo!“ * und:

„Wir Deutschen fürchten Gott allein, sonst niemand auf der Welt!“ **

Mit diesem Gefühle ist er denn schließlich auch in den letzten, größten Entscheidungskampf eingetreten, als derselbe unvermeidlich geworden war. —

7. Vier Jahre lang nach Sadowa hatte sich bekanntlich noch der zum Sprung niedergekauerte gallische Tiger durch den Blick des ehernen Bändigers bannen lassen; hatte 1867 sogar — durch jenen festen Schlag auf seine freche Tatze belehrt — die schon halb gepackte Luxemburger Beute knurrend wieder frei gegeben. Aber von da an schärft er grimmig seine Krallen, reckt prüfend seine Glieder und späht mit echtem Katzenblick nach dem günstigen Zeitpunkte zum Überfalle aus. Und als er sich stark genug glaubt und den Augenblick gekommen wähnt, da endlich, mitten im tiefsten Frieden, wagt er den tückischen Sprung auf die ahnungslose, in wirklichem wie bildlichem Sinne vollauf nur mit ihrer Sommerernte beschäftigte Germania.

Weh ihm! wie sollte er den Sprung bereuen! Wie schmerzlich sollte das ganze stolze Frankreich noch lange jenes Unglückstages, des 13. Juli 1870, gedenken, von dem noch heute, dort auf dem Brunnenwege zu Ems, der „Benedetti-Stein“ ein schlichtes und doch weltgeschichtliches Zeugnis darstellt! — Denn nun geschah von seiten der so jäh überfallenen Germania das Wunderbare, Ungeheuere,

* Rede vom 18. Mai 1868. — ** Rede vom 6. Februar 1888.

Einzig-Herrliche, davon die spätesten Geschlechter singen und sagen werden, wie Dichtermund es verherrlicht hat:

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist Eins!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit! — —

Ja bei Gott, eine große Zeit! vollebenbürtig den größten Wendepunkten menschlicher Geschichte; einer jener wenigen Höhengipfel, da das Menschendasein sich gleichsam über sich selbst hinaus schwingt; da ein ganzes großes Volk, fortgerissen von schier übermenschlicher Kraft und Begeisterung, erhoben und geleitet von gigantischen Heldenführern,

in kurzem Ansturm das Ungeheuerste vollbringt, dem Strom der Weltgeschichte ein neues Bette gräbt und seine Fluten brausend und schäumend hineinzwängt! —

Für uns Deutsche vollends, für alle Mit- und Nachlebenden, für das gesamte Vaterland wie für das Deutschtum in aller Welt, bis in die fernsten Zonen und Zeiten – welche Flut herzerhebender Hochgefühle, welche Fülle überwältigender Bilder, welcher Strom unvergeßlicher Erinnerungen, den das Eine Doppelzahlwort **1870/71** dem rückschauenden Geiste wie mit Zauberklang hervorruft! Und immer von neuem sammelt sich das alles um den Einen Wendepunkt, der als geschichtliche Thatsache fest und klar hervorleuchtet und doch immer wieder wie ein unfaßbares Gotteswunder in feierlich ahnungsvolles Dunkel sich hüllt: daß im selben Augenblick, da der Erbfeind den noch offenen Ring der deutschen Einheit endgültig zerbrechen will, dieser sich blitzschnell, mit magischer Gewalt zusammenschließt, um von nun an, in Schlachtengluten nachgeschmiedet und um die junge Kaiserkrone festgeschweißt, will's Gott, für alle Zukunft auszudauern! Wohl konnte da Alldeutschland, dankbar zu dem Ewigen aufschauend, mit den Worten der Goetheschen Iphigenie jauchzen:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir! — —

Und wie nun im einzelnen sich dieses in der That ungeheuere Gesamtbild vollendet hat; wie unter den Zeichen und Wundern eines Heldentums, das herrlicher die Welt-

geschichte nie gesehen, Schritt für Schritt das große Ziel errungen wird, und Blatt um Blatt des deutschen Ehrenbuchs sich mit jenen unsterblichen Namen füllt von Weißenburg und Wörth, von Mars=la=Tour und Gravelotte, von Sedans Riesenringkampf, von Straßburg, Metz, Paris, von Amiens, le Mans und Belfort; wie abermals zwei geraubte Töchter Germanias, die Zwillingsschwestern Elsaß und Lothringen, nach langer Entfremdung heimgeholt werden an des Vaterhauses heiligen Herd; und wie nach allem dem endlich, endlich sie selber herauftaucht über dem Meer von Blut und Thränen, die Hoffnungssonne unserer Väter, die Weissagung unserer Dichter und Denker, der Sehnsuchtstraum aller deutschen Herzen: die goldene Krone Germanias — wen giebt es unter uns, den nicht schon die bloße flüchtige Erwähnung alles dessen voll und ganz hineinversetzte in jene wundermächtige Weltenwende deutscher Geschichte, da das Schluß=Stück des ganzen gewaltigen Sechsjahrewerks sich vollendet, da die letzte Ernte der Einigungs=Aussaat festlich eingebracht wird, das Erntefest selbst aber, ob in Herbst= und Winterszeit begangen, sich doch unmittelbar auch zum großen Osterfest des deutschen Volks gestaltet, zum Auferstehungstag für Kaiser und Reich, zum verheißungsvollen Völkerfrühling deutscher Eintracht, Macht und Herrlichkeit!

Und fürwahr, es bedarf dieser immer neuen Erinnerung in unserer so raschlebigen, so vergeßlichen, so übersättigten Zeit! Immer wieder müssen wir alle insgesamt und jeder von uns im einzelnen, ob alt oder jung, hoch oder niedrig, gelehrt oder ungelehrt, uns hineindenken

und hineinempfinden in jenen weltgeschichtlichen Wendepunkt, in jene ungeheueren Thaten und Wunder deutscher Heldenkraft, deutscher Treue, deutscher Begeisterungsglut!

Das ganze Jahrhundert, an dessen Ausgangsthor wir stehen, für die deutsche Betrachtung kann es nur in den zwei Höhepunkten gipfeln: der großen **Freiheitsthat** am Anfang und der großen **Einheitsthat** am Schlusse! Beide sind, je mit ihren herrlichen Helden und ihren weltgeschichtlichen Folgen, die hohen Ruhmessäulen, an denen sich immer von neuem unser nationales Empfinden und Streben emporranken soll; sind die Marksteine und Wegweiser, nach denen es immer wieder Lauf und Richtung zu nehmen hat. Allerdings stellt ja in dieser Gesamtbewegung unseres Volkstums der große Freiheitskampf nur den ersten gewaltigen Anlauf dar und trägt, bei all seiner reinen und hehren Erhabenheit, doch noch den Mischcharakter außerdeutschen Beiwerks und unvollendeter Halbheit. Um so herrlicher jedoch vollendet er sich endlich in dem reindeutschen Krönungswerk des dreifachen Einheitskampfs, den wir Älteren selber noch miterlebt, zum Teil mit errungen haben, und in dessen unmittelbaren Segenswirkungen das kommende Geschlecht heranwächst. Und eben diesen ganzen Zusammenhang gilt es stets neu zu vergegenwärtigen, frisch, lebendig, gewaltig dem Volksgemüte einzuprägen, damit der Eindruck eine schöpferische Kraft, eine beherrschende Macht werde in unserm gesamten nationalen Leben! damit wir der großen Zeiten und ihrer großen Männer würdig bleiben und nicht lässig, mutlos, undankbar wieder fahren lassen, was sie uns geschaffen und geschenkt, was unter

ihrer Führung tausende von Ahnen und von Brüdern mit ihrem Blute uns besiegelt haben! —

So lenkt sich denn unwillkürlich nun von dem ungeheueren Gesamtbilde der Blick wieder zurück auf ihn, den gewaltigen Künstler selbst, der — wie wir sahen — des ganzen Bildes letzte, entscheidende und vollendende Hauptlinien und Grundzüge seinerseits überhaupt erst schöpferisch ersonnen, entworfen und vorgezeichnet hat; der dann zwar die unmittelbar verwirklichende Ausführung im einzelnen den gewaltigen Meistern des Heers und des Schlachtfelds überläßt, aber gleichzeitig doch an seinem Teil ununterbrochen, als erster Berater und Vollstrecker seines Königs, die das Ganze beherrschende Geistesleitung mit mächtiger Hand durchführt. Wahrlich! diesmal verdirbt nicht wieder, wie einst im Freiheitskampf, die Feder, was das Schwert gewonnen! Nein, in dieser Hand wird sie selber zum scharfen Schwerte der Abwehr gegen all die unbefugten Nörgler, Neider und Einmischer, die uns um die Früchte des herrlichen Sieges betrügen möchten. Und die gleichen Triumphe, wie draußen auf blutigem Schlachtfelde das Heer, feiert drinnen in der stillen Kanzlei der überlegene Geist des Großmeisters deutscher Staatskunst!

Was Wunder also, daß nunmehr, in noch weit höherem Maße als vier Jahre vorher, auf den Flügeln der deutschen Volksbegeisterung und des fremden Völkerstaunens der Name Bismarck bis an die Enden der Erde dringt, wie ein Zaubermachtwort des deutschen Genius! Von nun an zittern in ganz Europa die Gegner vor ihm als dem „eisernen Kanzler“, und aus allen Politikern und Diplomaten der Welt ragt nun der deutsche Staats-

mann weit heraus wie ein gigantischer Koloß, wie eine Verkörperung urdeutschen Heroentums und vor allem — als die Personifikation deutscher Wahrhaftigkeit!

Denn darin beruht ja — wie schon einmal angedeutet — eben das Geheimnis seiner unermeßlichen Erfolge wie der Grundzug seines Wesens: wie einst der Knabe sich durch freimütigste Offenheit und Gradheit ausgezeichnet hatte, und wie der Jüngling sich darin treu geblieben war: so hat auch der gewaltige Mann nicht durch Kniffe und Pfiffe, nicht durch das Trugsystem und Ränkespiel der alten Diplomatie seine Ziele erreicht — nein, mit offenem Visir, dem Gegner Auge in Auge, mit jener rückhaltlosen Wahrheit, welche das Gezücht der alten Schule in verblüffendes Erstaunen setzte: so hat er seinen Gang grade durchgeführt, hat uns und alle Welt gelehrt, daß der grade Weg doch der kürzeste ist, daß Ehrlichkeit doch am längsten währt! —

Und so — auf der goldenen Höhe des vollbrachten Werkes angelangt, von der Strahlenkrone unsterblichen Ruhmes umleuchtet, von seinem dankbaren Kaiser zum Fürsten erhoben, von seines Volkes Jubel umbraust — wahrlich, das denkbar Höchste schien erreicht; in die Reihe der größten Männer aller Zeiten war er eingetreten — was konnte es noch mehr geben? — —

8. Aber es giebt doch noch mehr, ob auch kein Höheres — denn das Höchste war ja eben erreicht — so doch einen Fortschritt auf gleicher Höhe: zwei Jahrzehnte lang dieselbe rastlose, pflichttreue, allumfassende Arbeit, um das so glorreich Errungene

nun auch festzuhalten, nach innen wie außen zu entwickeln und gegen jede Gefahr, jeden Angriff allseitig zu schützen. Und vielleicht überbietet sogar diese nunmehrige Leistung des gewaltigen Mannes in mancher Beziehung noch alles Frühere! Denn wenn es — nach dem Ausspruche des alten Römers — „eine größere Schmach ist, Erworbenes wieder zu verlieren, als überhaupt nichts zu erwerben“: ist es dann nicht auch umgekehrt an und für sich schon — wie eine größere Kunst, so auch eine größere Ehre, das gewonnene Feld in dauernder, immer erneuter, wenn auch weniger scheinbarer Anstrengung siegreich zu behaupten, als es in einmaligem mächtigem Ansturm zu erringen? Und das zumal hier, wo nach so vollständiger Verrückung des gesamten europäischen Gleichgewichts dem jungen Deutschland drei glühende Feinde neu erstanden sind, und die übrigen Nachbarn sich aus wohlwollenden Freunden in eifersüchtige Beobachter verwandelt haben! wo man mehrmals — wir wissen es! — in diesen zwanzig Jahren auf dem Punkte gestanden hat, in einem allgemeinen Weltbrande den Versuch zu wagen, der jugendlichen Germania den Purpur von den Schultern, die Krone vom Haupte zu reißen!

Reiht sich's da nicht allen früheren Großthaten mindestens ebenbürtig an, ja verleiht ihnen erst die vollendende Krönung, die verklärende Weihe, wenn — getreu seinem alten Wahlspruch: „Noch lange nicht genug!“ — der große Schöpfer unserer Einheit nun auch ihr getreuester Hüter wird und in unermüdlicher Wachsamkeit nach West und Ost, nach Nord und Süd, mit dem Schilde seiner Umsicht, mit dem Speer seiner Thatkraft die Nation in ihrer Entwicklung schützt und sichert? Und zählt sie nicht zu den

staunenswertesten Leistungen staatsmännischer Weisheit, jene wunderbare Kunst, durch die er es verstanden hat, des einst mit Waffengewalt besiegten Österreichs nachhaltigen Groll schließlich nochmals zu besiegen und den alten Gegner zu versöhnen durch ehrliche Freundschaft, durch treuen Beistand, und wie er so mit ihm und dem uns schicksalsverwandten Italien jenen Friedensbund geschaffen hat, dessen Sonne und Segen nicht nur über uns und unsern Freunden, nein, auch über unsern Feinden aufgehen und leuchten sollte? Ja, wird nicht grade auch für diese mit, wie überhaupt für die hadernden Völker Europas, durch ihn unser Deutschland — wie er's bescheiden selber nennt — der „ehrliche Makler", der unparteiische Friedensvermittler? Und wird so — wie niemals zuvor in der Geschichte — der Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts, der Hort des Weltfriedens, gleichwie er selber alle jene Jahre hindurch als das Orakel anerkannt wird, zu dem von allen Seiten die Staatsmänner pilgern, um sich Rat und Weisung zu erholen! Und alles das errungen lediglich kraft der Überlegenheit seines Genius, seines gewaltigen Willens, seines siegreichen Wahrheitsmutes, seiner ausgleichenden Gerechtigkeit! Alles das Triumphe, nicht mehr des waffenklirrenden, männermordenden Kriegs, aber der hoheitsvollen, geistesmächtigen, segenbringenden Friedensthat! —

Aber dieses ganze, schon bis hierher unvergleichliche Bild, es wächst und vertieft sich noch um ein Bedeutendes, wenn wir dabei einerseits des Helden fortwährende Hemmung durch schwere körperliche Leiden, anderseits seine gleichzeitige bahnbrechende Wirksamkeit in der inneren Politik ins Auge fassen.

In ersterer Hinsicht zeigte sich's ja alsbald immer deutlicher, wie doch auch an dieser Hünengestalt, an diesem Eisenmark jene früher geschilderten furchtbaren Jahre des rastlosen Ringens, der sehrenden Sorge zerstörend genagt hatten; wie unter den Lasten der auch jetzt unausgesetzten Arbeit, der Aufregungen, der schlaflosen Nächte — schlaflos durchwacht für Deutschlands Heil! — und unter den lähmenden Griffen des Alters der mächtige Mann müde und matt zu wanken begann.

Aber wie früher, so hält ihn auch jetzt die königliche Pflichttreue immer wieder aufrecht, und neben der auswärtigen Politik nimmt dieser Herkules auch noch die Oberleitung der inneren auf seine gewaltigen Schultern.

Gilt es doch nicht mehr blos, wie vor vier Jahren, ein zeitweiliges Nothaus rasch zu zimmern und in flüchtigem Fachwerk herzurichten; nein, endgültig für alle Zeit, auf unerschütterlichen Grundmauern, aus unverrückbarem Quadergestein und in großartiger Erweiterung gilt es den stolzen Königsprachtbau des neuen Deutschen Reichs aufzuführen, als ein Bollwerk, bombenfest und sturmessicher nach außen, feuerfest und wider Fäulnis geschützt nach innen, und als ein ruhmreich ragendes Denkmal der großen Zeit für alle kommenden Jahrhunderte. Und nicht blos Burg und Palast, Festung, Zeughaus und Waffenplatz — auch Hafen und Reede sind zu schaffen, Stapelplatz und Verkehrshalle, Vorrats- und Unterkunftshaus, kurz alles, was zu Wohnung und Wehr, zu Handel und Wandel dienen mag. Und überall greift der große Baumeister ratend und schaffend selber mit ein. Mag sich's handeln um das wechselseitige Verhältnis des Reichs zu den

Einzelstaaten und insbesondere des neuen Reichslandes zum alten Mutterlande; oder um die Sicherung und Stärkung der Wehrkraft gegenüber den fieberhaften Rüstungen der Nachbarn; oder ein andermal um die Entwicklung und Vereinheitlichung der Verkehrswege durch staatlichen Eisenbahn- und Kanalbetrieb, um die Hebung des auswärtigen Handels durch Unterstützung der Ausfuhr, durch Vermehrung von Dampferlinien und Konsulaten; oder mag das — hiermit schon berührte — Riesengebiet der volkswirtschaftlichen Fragen betreten werden, um insonderheit dem steigenden Wettbewerb des Auslandes gegenüber heimische Landwirtschaft und Betriebsamkeit, vaterländisches Gewerbe und Handwerk zu schützen, oder auch, um neben dem Großbetriebe die Kleinarbeit, neben den wirtschaftlich Starken die Schwachen durch Verbände, Innungen oder Berufsgenossenschaften lebensfähig zu erhalten: überall sehen wir den rastlosen Geist in diese bisher ihm fremden Fragen eindringen; sehen, wie er mit unglaublicher Anspannung und Arbeitskraft sie bewältigt, mit raschem Blick ihre jedesmalige Tragweite und nationale Bedeutung überschaut, mit festem Griff überall das rechte Ende anpackt, hier einen verfahrenen Karren aus dem Moraste zieht, dort einen verworrenen Theorieen-Knoten mit dem scharfen Schwerte des gesunden praktischen Verstandes durchhaut, und allüberall frische Bewegung, thätiges Leben, fruchtbare Gedanken schöpferisch einhaucht.

Gewiß: an der großartigen Fülle all dieser Verwirklichungen haben auch die sämtlichen Mitarbeiter des großen Führers in den Regierungen und Ministerien, in Bundesrat und Volksvertretungen ihre bedeutenden,

ihre unsterblichen Verdienste. Niemand hat das rückhaltloser anerkannt, als er selber. Denn wenn irgend wer, so hat grade dieser Mensch — auch darin der wahrhaft große Charakter — bei allem Selbstbewußtsein redlichsten Wollens und reinsten Strebens allezeit die edelste Bescheidenheit, die freudigste Anerkennung fremden Verdienstes bethätigt. Derselbe Mann, der im stolzesten Selbstgefühl sagen durfte:

> er „rechne sich's zur Ehre an, in seinem ganzen, stets mit entschlossener Vertretung der Interessen seines Königs und seines Landes durchgeführten Leben sehr viele Feinde gehabt zu haben und von der Garonne bis zur Weichsel, vom Belt bis zur Tiber die am stärksten, aber auch die am besten gehaßte Persönlichkeit zu sein";*

dieser Mann, der zu wiederholten Malen seinen Gegnern zurufen konnte: er habe „der Einigkeit der deutschen

> Nation, ihrer Schöpfung und Befestigung seine ganze politische Thätigkeit vom ersten Augenblick, wo sie begann, untergeordnet und, wenn auch vielleicht manchmal geirrt, so doch keinen Augenblick das nationale Ziel aus den Augen verloren";**

derselbe Mann bekennt doch, unmittelbar nach dem Abschluß des glorreichen Frankfurter Friedens 1871, ganz schlicht und anspruchslos:

> „Ich überschätze meinen Anteil an der Herstellung dieses Friedens nicht — er gebührt wesentlich unsern tapfern Kriegern; ich habe nur ihre Thaten zu

* Rede vom 16. Januar 1874. — ** Rede vom 24. Febr. 1881.

registrieren gehabt ... Anerkennung ist mir weit über mein Verdienst geworden, und ich fühle mich durch die Anerkennung meiner Mitbürger in hohem Grade geehrt und befriedigt." * — Und noch fünfzehn Jahre später ruft er in öffentlicher Reichstagssitzung aus:

„Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des Deutschen Reichs verdanken, dann blicken Sie dorthin! —**

und zeigt auf den großen Schlachtendenker, den Grafen Moltke. —

Mit dieser wahrhaft stolzen Bescheidenheit verbindet sich die offenste Bereitwilligkeit, zu lernen, sich belehren zu lassen, Irrtümer einzugestehen und zu verbessern, kurz die völlige Abwesenheit jenes Wahns von Selbstunfehlbarkeit, an dem wir schon früher seine Gegner kranken sahen. Wie oft haben ihn deshalb eigensinnige Theoretiker des Selbstwiderspruchs, der Folgewidrigkeit, des Hinundherschwankens zwischen entgegengesetzten Meinungen, der sogenannten Kompromißpolitik geziehen! Gewiß, vom engen Partei- oder Schablonen-Standpunkte konnte das so scheinen. Aber klingt nicht — um ein anerkannt höchstes Vorbild heranzuziehen — jenes Wort des großen Apostels Paulus: daß er „den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide, den Schwachen ein Schwacher, kurz allen alles geworden sei" — klingt's nicht auch nach Kompromiß und Inkonsequenz? Und doch zieht sich die Eine große Konsequenz des Endzwecks durch all diese wechselnden Mittel hindurch: „um allewege etliche

---

* Rede vom 25. Mai 1871. — ** Rede im Reichstag von 1885.

fürs Evangelium zu gewinnen!" — Nun, so kann auch ein Bismarck getrost bekennen: er „habe sich noch nie geschämt, eine Meinungsänderung einzuräumen, wenn die Umstände ihn nötigten, entweder in etwas nachzugeben oder sich zu überzeugen, daß es so, wie er gewollt, im Interesse des Landes nicht gehe".* Demgemäß „würde er, wenn es im Dienste des Landes notwendig sei, keinen Augenblick anstehen, einen Weg zurückzugehen und seinen Irrtum offen einzugestehen."** Zieht sich doch auch durch seine, ob noch so mannigfaltig wechselnden und ob vielleicht hin und wieder irrigen Maßnahmen und Verfahrungsweisen immer der Eine große vaterländische Gedanke, — wie er selbst sagt: die Eine „Magnetnadel-Richtung": Deutschlands Einheit und Größe! —

So leuchtet denn in der That auch bei diesem neuen innerstaatlichen Schaffen ein wunderbares, sonnenhelles Gesamtbild uns entgegen. Und doch fehlen bis jetzt noch die gewaltigsten Lichter, um so gewaltiger, weil sie — es ist abermals schmerzlich, doch unumgänglich zu sagen — sich wiederum von einem tiefdunkelen Hintergrunde abheben: von dem Hintergrunde einer doppelten Gegnerschaft, einerseits wider den Mann selbst, anderseits wider sein ganzes großes Schöpferwerk, ja wider den Gesamtbestand unseres derzeitigen Staats- und Gesellschaftslebens überhaupt!

9. Wohl verlaufen — wie schon angedeutet — die ersten

---

* Rede vom 17. Dezember 1873. — ** Rede vom 21. Febr. 1874. — Vgl. auch Worte vom Krankenbett, 28. März 1874.

Jahre nach der herrlichen Gründung des Reichs in nahezu ungetrübter Gemeinschaftsarbeit aller beteiligten Kräfte an dem Ausbau des inneren Staatslebens. Dann aber beginnt, leise und allmählich, unaufhaltsam steigend, eine mannigfache Gegenströmung; es beginnt jene — allen Patrioten nur zu schmerzlich erinnerliche — Zeit, da auf das Schöpfungswerk des Einen Großen die Schwächungs-, ja Zerstörungsversuche der vielen Kleinen folgen! Ja, von neuem folgt für unsern deutschen Volksfrühling eine Jahreszeit der schlimmen Nachtfröste, da tausend frische Knospen geknickt werden und der Reif der alten Theorieen, der Frost der Parteiselbstsucht, der Hagelsturm einer aus den Resten der früheren Konfliktszeit sich erneuernden bissigen Opposition den jungen vaterländischen Eichenwald bedrohen! Schon tönt um ihn selbst, den großen Frühlingsbringer, abermals, hier im neugeschaffenen Reichstag, dort im alten Landtage, anfangs mehr vereinzelt und verschämt, dann mehr und mehr wachsend, endlich gruppenweise, mitten durch den Beifall und jauchzenden Zuruf der Einen hindurch, schrill und mißtönend das Angriffsgeschrei der anderen. Es tönt wiederum das alte, unselige, leider, leider auch im neuen Deutschland noch längst nicht verstummte Lied unserer Stammes-Erbsünde: das Lied von Bruderzwist, von Kleinlichkeit, von echt deutsch-dickköpfigstem Eigensinn!

Und echt tragisch ist, wie früher, auch jetzt wieder der ganze Zwiespalt! Denn abermals steht Überzeugung gegen Überzeugung. Hier sind es rein politische oder volkswirtschaftliche Gegensätze. Dort aber taucht die große, unendlich verwickelte, unendlich schwer zu lösende konfes-

sionelle Frage auf, diese aus unserm kirchlichen Dualismus erwachsene Hydra mit tausend Köpfen, die nun schon seit drei Jahrhunderten, seit der großen Geisterschlacht der Reformation, unser Vaterland heimsucht, immer sich erneuernd, zeitweise zwar dem Anschein nach gedämpft — so im Westfälischen Frieden, so durch Preußens ausgleichende Gerechtigkeit und die neuzeitliche Duldungsidee; ja zweimal sogar — im Freiheitskriege und eben zuletzt in dessen herrlicher Krönung 1870=71 — durch den allgewaltigen Einheitsdrang der Gesamtnation für kurze Zeit fast erstickt und mit all ihren Schlangenhäuptern durch den heiligen Feuerbrand vaterländischer Begeisterung nahezu getötet: aber doch immer wieder vieltausendköpfig auflebend, emporschießend und mit vergiftendem Atem durch das Land züngelnd! Und grade jetzt spitzt sich der ganze kirchenpolitische Gegensatz — wie Bismarck selbst ihn auffaßt: der

„uralte Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum" * — aufs allerschärfste zu. Denn er ist eine logische Folge des merkwürdigen Zusammentreffens dreier Höhepunkte weltgeschichtlicher Entwicklungen in dem Einen Jahre 1870: hier der politischen Einigung Deutschlands unter einem Kaiser, der zugleich protestantischer König des überwiegend evangelischen Preußens ist; gegenüber einerseits die strengste Zusammenfassung und — gleichfalls ein Bismarckscher Ausdruck: die „Mobilmachung" der weltumfassenden Kirche Roms unter ihrem grade jetzt als „amtlich unfehlbar" erklärten Papste, anderseits die gleichzeitige Auflösung des bisherigen weltlichen Kirchen-

* Reden vom 10. März 1873 und 5. Dezember 1874.

staats durch das neugeeinte Italien. — Kein Wunder aber, daß eine so auffallende, ganz Europa bewegende Verquickung schroffster Gegensätze zum heißesten Kampfe grade in Deutschland führt, weil man hier von jeher derartige Fragen und Aufgaben am tiefsten zu erfassen und vom Gebiete blos politischer Berechnung zugleich auch in dasjenige der Glaubensüberzeugungen und der Gewissenspflichten zu übertragen pflegt! Und so entspinnen sich abermals ganze Redeschlachten, und das alte Kampfgeschrei: „Hie Staat! hie Kirche!" es hallt am lautesten auf märkischem Sande wieder! Ja auch hier wieder greift haßverblendeter Wahn zur Mordwaffe, und der 13. Juli 1874 reiht sich jenem 7. Mai 1866 gleichwertig an als ein zweiter Tag deutscher Schande, aber auch als ein Tag wunderbarer Errettung durch Gottes Gnade. Aber unverrückbar behält trotz alledem, der ganzen Phalanx der Angreifer gegenüber, der alte Kämpe den Einen Gesichtspunkt ruhig und klar im Auge: sich nicht von dieser reinen

> „Machtfrage" abdrängen zu lassen auf das Gebiet eines angeblichen „Kampfes zwischen Glauben und Glauben", sondern den Kampf „zu beurteilen wie jeden andern Kampf": daß derselbe nämlich — vorläufig überhaupt nicht endgültig lösbar — „seine Bündnisse, seine Friedensschlüsse, seine Haltepunkte, seine Waffenstillstände habe", je nachdem an der Spitze der streitenden Gegner entweder „friedliche oder kämpfende und erobernde Päpste" ständen.*

Und so läßt er zwar für den augenblicklichen Feldzug

* Reden vom 10. März 1873 und 5. Dezember 1874.

scharfe — nach vieler Urteil zu scharfe oder auch zu spitze und daher leicht abstumpfende, ja nach anderer Meinung zweischneidig rückwirkende Waffen schmieden und schwingen; aber doch stets mit dem Vorbehalt, im Fall mit einem „Friedenspapst" ein Waffenstillstand möglich sei, wenigstens einen Teil derselben wieder „auf den Fechtboden nieder zu legen". Und in der That, sobald er infolge des Personenwechsels auf dem römischen Stuhle jenen Zeitpunkt gekommen glaubt, bietet er ehrlich die Hand zur Verständigung, legt die eigentlichen Trutzwaffen ab, um nur das unumgängliche Schutz-Rüstzeug anzubehalten, und sucht — ganz wie 1866 — auch jetzt die bisherigen Gegner für die gemeinsame Arbeit am Vaterlande zu gewinnen.

Und mag man nun in dieser ganzen Frage weit von ihm abweichen; mag man in beiden konfessionellen Lagern, hüben wie drüben, bald seine ganze Auffassung des Streits, seine Waffen und Kampfesweise, bald sein schneidiges Vorgehen oder seinen unumwundenen Rückzug mißbilligen, tadeln oder beklagen: in jedem Falle wird doch eine vorurteilsfreie und gerechte Würdigung dem alten Recken nur die vollste bona fides, die jeder Arglist bare ehrliche Überzeugung und beste Absicht zuerkennen können! Er seinerseits ist überzeugt gewesen, den Kampf nicht willkürlich vom Zaune zu brechen, sondern einen hingeworfenen Handschuh mannhaft und ritterlich, im Interesse der „vollen Souveränetät seines Staats und seines Königs" aufnehmen zu müssen. Dabei hat er geglaubt und versucht, alles eigentlich Religiöse und Kirchliche fern zu halten und die volle sogenannte „Parität" zu wahren — sogar bis zur Ausdehnung der Abwehr-Gesetze auch auf die ganz im Frie-

denszustande befindliche evangelische Kirche! Und stets aufrichtig hat er von seinem Standpunkte aus sowohl den schneidigen Kampf geführt, wie hernach einen ehrlichen Frieden gesucht! Letzteres, trotzdem er grade auch in diesem Kampfe seitens der heißspornigsten Gegner rein persönlichen Kränkungen ausgesetzt gewesen war!

Letztere mehren sich aber überhaupt jetzt wieder — ein Nachklang der früheren Konfliktszeit. Denn ein unbekehrter Rest der alten Gegner, durch Gesinnungsgenossen verstärkt, wagt sich mehr und mehr wieder hervor; und so wird's dem großen Einiger des Vaterlands nicht erspart, auch diesen bittern Kelch nochmals zu leeren. Und grade dies ist in dem ganzen Rückblicke das Schmerzlichste, daß selbst nach all dem Wundergroßen, Einzigherrlichen, was er für uns gethan und geschaffen, verbissener Haß es dennoch wagt, grade seine Beweggründe und Absichten, seine Gesinnung, seinen Charakter zu verdächtigen! Weil man dem Herkules seine Keule — den Löwenmut und den Genius — nicht entreißen, ihn nicht mit Einem Gewaltstreiche stürzen kann, so sucht man ihn durch tausend giftige Nadelstiche zu fällen, sucht ihn nach oben hin herrischen Ehrgeizes, nach unten hin schnöder Eigensucht zu beschuldigen, und an ihm selber die Punkte zu treffen, wo der Riese menschlich, reizbar und verwundbar sein könnte! Worte, die er im vertraulichen Kreise oder öffentlich im Schwunge der Gedanken, in großartiger Offenheit, ohne ängstliche Abwägung jedes Einzelausdrucks herausgesprochen hat — man reißt sie aus dem klaren Zusammenhange, verdreht sie ihm im Munde, sucht ihn drauf festzunageln! Mücken bauscht man zu Elefanten

auf; überall wittert man Trug und Hinterlist! Ja, was ausländische Feinde in der ohnmächtigen Wut der Besiegten an Verleumdungen und Lügen gegen ihn schleudern: einheimische Gegner lesen es auf, um es, nochmals in Gift getaucht, ihm in die Seele zu stoßen!

So wird in der That der deutsche Herkules — ähnlich seinem hellenischen Vorbilde, ähnlich allen größten Heroen menschlichen Geistesfortschritts — zum Märtyrer, zum Büßer für seines Volkes schlimmste Fehler, zum Dulder für Deutschlands Schicksal, zum Leidenszeugen seines nationalen Glaubens; wird zum Märtyrer auch seiner eigenen Größe und seines Genius! Denn grade dies vor allem, daß er so groß ist, alles so groß auffaßt und alle so hoch überragt: das können ihm die Kleinen am wenigsten verzeihen!

Aber es kommen sogar auch solche Augenblicke und ganze Zeitabschnitte, wo ihn, den allzeit weit vorausschauenden und unablässig vorandrängenden Führer, selbst die sonst willigen Freunde und Mitarbeiter, unfähig, ihm so rasch zu folgen und von vorgefaßten Lieblingsmeinungen sich loszureißen, völlig mißverstehen und im Stiche lassen! Und auch von anderen Seiten, aus hohen und einflußreichen Kreisen erneuern sich jene „Reibungen" aller Art, über die er so manches Mal schmerzlich geklagt hat. Dazu innerhalb des großen Regierungs- und Verwaltungs-Getriebes selbst, das seine Gedanken, Pläne, Anordnungen verwirklichen soll — an wie vielen Stellen Hemmung durch Mißverständnis oder Unfähigkeit, durch Schlendrian oder gar Widerstreben, und durch jenen Geist der Formkleberei und des

Schablonenwesens, der von jeher auch bei dem tüchtigsten Beamtentum die anscheinend fast unausbleibliche Kehrseite dargestellt hat. —

10. Unter all diesen Umständen ist es denn kein Wunder, wenn einerseits der alte Löwe, tief gereizt, voll jähen Zornes, hier zwischen eine bellende Meute fährt, daß sie stumm auseinanderstiebt, dort die hemmenden Netze mit mächtigem Schlage zerreißt. Kein Wunder aber auch, wenn der immer kränkere Held, nachgerade sturmesmüde und oft sterbensmatt, sich abermals und wiederholt nach Erlösung sehnt.

Dreimal in den siebziger Jahren bittet er um die ersehnte Ruhe, „fordert — wie er selbst sagt — als verwundeter und invalider Soldat seinen Abschied." Aber zur Antwort wird ihm von seinem greisen Könige und Kaiser nur jenes berühmte herrliche „Niemals!" Und gleichzeitig beginnt nicht nur am äußeren Horizonte Deutschlands jenes Doppelwetter der slawisch-gallischen Freundschaft von Ost und West heraufzuziehen; nein, auch mitten unter unsern Füßen selber kündigt mit dumpfem Donner sich Erdbeben und Vulkanausbruch der unheilschwangern sozialen Frage an. Ja plötzlich — wem gellen sie nicht noch in den Ohren, jene verruchten Mörderschüsse auf unseres Kaisers teures Haupt? Wer unter uns, der jene zwei Tage der Schmach und der Trauer für unser ganzes Volk, jenen **11. Mai** und **2. Juni** des Jahres 1878, in bewußter Mitempfindung erlebt hat: wer könnte jemals es vergessen, wie da ein einziger Aufschrei heiligster Entrüstung, ungeheuersten Schmerzes durch die gesamte Nation ging; wie plötzlich vor dem entsetzten Blick der Abgrund sich aufthat,

über dem wir bisher wie blind gewandelt, und wie mit der jähen Erkenntnis zugleich das festeste Gelübde sich verband: so könne, so solle, so dürfe es nicht weitergehen —? Ja, jene zwei lachenden Frühlingstage, sie haben sich für alle Zeit jedem ernsten Patrioten in Tage weinender Erinnerung und tiefst beschämender Buße verwandelt, will's Gott aber auch in Tage mannhafter Selbstaufraffung und unverbrüchlichen Willensentschlusses! Wem aber umgekehrt vor dem rastlosen Getriebe des Lebens oder im leichten Spiel der Stunden jene zwei warnenden Donnerschläge dennoch verhallt sein sollten — nun, der dumpf dröhnende Massenschritt all jener Heersäulen eines blutroten Umsturzes sorgt ja heutzutage dafür, ihn tagtäglich neu zu wecken!

Damals aber — als das ehrwürdige greise Haupt des geliebten Kaisers, des großen Schöpfers und Schirmherrn Alldeutschlands, von Mörderhand getroffen herniedersank, als der Vater des Vaterlandes in seinem Blute zusammenbrach und ganz Deutschland um seines Helden teueres Leben zitterte: hätte damals, in solcher Lage, ein Bismarck seinen König, sein Volk, seine Schöpfung verlassen können?

Nein, nie und nimmer! Mit Hintansetzung vielmehr aller eigenen Wohlfahrt und alles persönlichen Behagens, unter abermaliger Einsetzung seiner ganzen Existenz und seiner ganzen Person tritt er, der alte treue Schildhalter, vor den Königsthron und das ganze Königshaus, festen Entschlusses, auszuharren bis zum letzten Atemzuge, so lange sein lieber, durch Gottes Gnade noch wunderbar erhaltener Herr es wünsche.

„Ich verbleibe", so sprach er damals, „auf Wunsch Sr. Majestät des Kaisers und Königs in meiner Stellung, die ich in dieser Lage gegen seinen Willen nicht verlassen kann. Sonst wüßte ich nicht, was mich hielte."* Und einige Zeit später erklärt er mit der alten unerschütterten Entschiedenheit:

„Ein braves Pferd stirbt in den Sielen. Ich habe früher die Absicht, zurückzutreten, unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht mehr leistungsfähig fühlte ... Aber als ich sah, wer sich über meinen Rücktritt am meisten freuen würde, begriff ich, daß mein Bleiben dem Vaterlande doch noch nützen müsse. Es fällt mir gar nicht ein, zurückzutreten. J'y suis, j'y reste — hier bin ich, hier bleibe ich, so lange, als Se. Majestät der Kaiser es für gut befindet."**

Schon aus dem hier wieder angeschlagenen frischen Tone ist zugleich die glückliche Wendung erkennbar, welche, gottlob! grade jetzt — dank dem Scharfblick seines Arztes — auch die Gesundheit des alten Degens genommen hatte. Neu erstarkt und durch die Größe der nunmehrigen Aufgabe, durch die Gefahr der Zeit auch in seiner Lebenskraft wieder verjüngt, greift er unverzagt mit beiden Händen das Werk an. Und gleichsam als hätten ihn jene Mordblitze elektrisiert; als hätte er im Donner jener Schüsse den eigenen Wahlspruch wieder vernommen: „Noch lange nicht genug!" — so wirft er sich auf die große welt-

* Rede vom 17. September 1878. — ** Rede vom 24. Februar 1881.

bewegende soziale Frage, um sofort ihre Lösung nach den beiden entscheidendsten Gesichtspunkten zu beginnen: einerseits entschlossenste Abwehr und Unterdrückung jedes aufrührerischen Gewaltfrevels und Eindämmung der so schranken- wie gewissenlosen Überschwemmung des Volks durch umstürzlerische Wahngedanken und Treibereien; anderseits aber gesetzliche allmähliche Verwirklichung aller wahrhaft berechtigten und unumgänglichen Wünsche und Strebungen des vierten Standes zur Besserung seiner politischen und wirtschaftlichen Lage. Dort also der unnachgiebige Vertreter der monarchischen Staatsverfassung, der eherne Hort und Vorkämpfer des Gesetzes, der Ordnung; hier der gerechte und wohlwollende „Anwalt des kleinen Mannes“, der Wortführer des idealen und echt humanen „praktischen Christentums“: in dieser Doppelaufgabe, die er, so recht im eigensten Sinne und Auftrage seines kaiserlichen Herrn, einheitlich und folgerecht durchzuführen sich anschickt, erkennt er die einzige Möglichkeit einer für die vaterländische Zukunft heilsamen Lösung.

Unmittelbar geht es denn nun an die gesetzgeberische Einzelarbeit. Und siehe da! unter den schöpferischen Händen des großen Kaisers und seines großen Kanzlers, welche neue Ideen, welche genialen Reformgedanken tauchen da auf, welche erhabene Ziele werden ins Auge gefaßt, welche allumfassenden Gesetzesentwürfe treten in die Bewegung ein! In allen Ländern bisher der Schrecken der Regierungen, das Rätsel der Staatsmänner und Gesetzgeber, das Angstgespenst der Bürger: kommt die soziale Frage auf

deutschem Boden zum ersten Male von oben herab in geordneten und friedlichen Fluß! Und staunend sieht die Welt den „eisernen" Kanzler als den Herold und Verwirklicher einer Friedensbotschaft aus seines Kaisers Munde — jenes ewig denkwürdigen Erlasses vom 17. November 1881 — wie sie großartiger und erhabener bisher von keinem Fürstenthron der Welt ausgegangen war!

In der That, wer diese ganze Wendung von unermeßlicher Tragweite, diese neue Fülle unermüdlichen Wirkens betrachtet, ausgehend von dem schneehaarigen Greisenpaar, welches längst schon das menschlich Höchste vollbracht zu haben schien: wer könnte sich staunender Bewunderung, wer tief inniger Rührung erwehren? Hat doch sogar die Fremde bis zur fernsten Ferne fast einstimmig es anerkannt, daß dieses Schauspiel schier ans Wunderbare grenze; daß Kaiser und Kanzler in dieser neuen Richtung den Anstoß zu einer Bewegung gegeben haben, die vielleicht noch weltumwälzender wirken werde, als ihre früheren Großthaten! — —

11. Und dennoch auch nach allem diesem — „noch lange nicht genug!" Dem Riesenbilde fehlt zum Vollbilde noch ein letzter großer und leuchtender Zug, der sich ebenbürtig allen früheren anreiht.

Es ist — man errät es schon — die allerneueste Wendung: die deutsche Kolonialpolitik!

Denn auch hier hat erst er, der gewaltige Bahnbrecher, mittelbar wie unmittelbar, sowohl den Mut, das Kraftbewußtsein, den Thatendrang geweckt, wovon beseelt kühne Söhne des Vaterlandes hinausgezogen sind, um bei dem

Wettlauf der Völker unserm Deutschland seinen Ehrenkranz und Gewinnanteil zu sichern; als auch hat er überall ihnen das Feld freigemacht, hat über Land und Meer hin schützend und spornend des Reiches Banner über ihnen wehen lassen; hat zum ersten Male in unserer Geschichte das stolze Römerwort: „Civis Romanus sum — ich bin ein römischer Bürger“, das bisher nur unsere seegewaltigen Nachbarn sich hatten aneignen können: — er hat es endlich auch für uns Deutsche in aller Welt zur Wahrheit und erhebenden Wirklichkeit gemacht! Und kann es nun ein gewaltigeres Bild geben, als diese ganze Bewegung eines großen Volks, wie dasselbe, durch ihn geweckt — geweckt gleich dem Dornröschen des deutschen Märchens aus jahrhundertelangem Schlaf — nun endlich, endlich sich besinnt auf seine Ehre, seine Macht, seine Rolle und Aufgabe in der Welt, und jugendfrisch, voll Thatendurst hinausstrebt, um dem Kraftüberschuß germanischen Volkstums neue Bahnen zu eröffnen, und in jene ferne dunkle Welt des Südens die Fackel einer höheren Kultur, das Licht deutscher Arbeit, deutschen Geistes, deutscher Gesittung hinauszutragen? Und wohin auch immer der Flug gehen mag, ob in die Inselwelt der Südsee — wo bald ein ganzer Archipel den Bismarck-Namen tragen soll — oder an die Gestade des „finstersten Erdteils“: überall und immer wieder Er der belebende Mittelpunkt, der alles überschauende, alles vorbedenkende, überall selbst gewaltig eingreifende Schöpfergeist, der durch die Zaubermacht seines bloßen Namens ersetzt, was der jungen Seemacht etwa noch an Schiffen und Mannen fehlt; vor dem auch der eifersüchtige britische

Leu trotz seines Allmachtswahns murrend die Pranken einzieht; ja den das stolze Inselvolk — man erinnere sich nur jener Zeitungsabstimmung vor einigen Jahren — als den „größten Mann des Zeitalters“ anzuerkennen nicht umhin kann, und den, im Staunen ob solchen Schauspiels, selbst die feindlichen Gallier haben preisen müssen, sei es in Furcht und Haß als den allbeherrschenden „Dämon des Jahrhunderts“, sei es in unwillkürlicher Bewunderung als den „Olympier“, den „donnernden Jupiter“ selbst. — —

So steht denn in seinen Hauptzügen das ungeheuere Bild der Wirksamkeit dieses Einen Mannes vor uns, ein Bild fürwahr, wie es die Muse der Geschichte nur selten gezeichnet hat; ein Bild, vor dessen Gesamteindruck wir uns immer wieder daran erinnern müssen, daß es nicht einer fernen, großen, sagenvergoldeten Vergangenheit angehört, sondern unmittelbar unserer eigenen lebendigen Gegenwart, und daß sein Träger selbst noch — gottlob! — mitten unter uns wandelt und — will's Gott — noch lange wandeln wird.

12. Aber zur völligen Abrundung des eigentlichen Lebens- und Charakterbildes bedarf es nun doch noch einiger weniger Schlußstriche, einiger Züge, welche — ob auch nicht mehr von so weltgeschichtlicher Tragweite, dennoch von unauslöschlichem Eindruck sind.

Zuerst tritt uns da das große Schicksalsjahr 1888 entgegen, Deutschlands Dreikaiserjahr, jene trauerumflorten Thränentage, da Er und mit ihm Alldeutschland im ersten großen Herzweh an dem Sterbelager des ersten deutschen Kaisers steht, Wilhelms des Großen und

Einzigen, des hehren Reichsbegründers, des königlichen Patriarchen, des unvergeßlichen Vaters seines treuen Volkes. Wie brechen da auch ihm, dem starken eisernen Manne, heißquellende Zähren hervor! Wie schauert er im Trennungsschmerz zusammen, da der nun auf immer dahin ist, dem er mehr gewesen war, als blos der erste Diener und Vasall, mehr als blos Ratgeber und Kanzler, dem er der unzertrennliche Waffengenoß, der treueste Kamerad, der hingebendste Freund hatte sein dürfen. Aber Eines erhält ihn auch jetzt aufrecht, wie er selber sagt: die Pflicht, die Arbeit fürs Vaterland, „des Dienstes immer gleich gestellte Uhr!“ —

Und herauf ziehen sodann die „neunzig Tage“ des entsetzlichsten Hangens und Bangens um den zweiten deutschen Kaiser, Friedrich den Edlen und Vielgeliebten, die herrliche Königspalme, die nun, bis ins Mark getroffen, dem Tode „klaglos leidend“ entgegen siecht. Welch eine Zeit — naturgemäß — auch des Schwankens und Wankens aller innersten Verhältnisse! Aber mitten in all der schmerzlichen Verwirrung zwei felsenfeste Haltepunkte: hier der jugendliche und doch männlich ernste Kaiserspross, der, im schwersten Leid heranreifend, schon jetzt so herrlich sich bewährt; dort er, der alte sturmerprobte Hort und Hüter, an dem wie am granitnen Fels sich Wind und Wellen machtlos brechen. Und auch diese Zeit endet mit eines Kaisers Sterbebett, Sarg und Totengruft.

Aber unmittelbar wächst schon neues, frisches Leben mächtig heraus; und — Thränen noch im Auge, doch auch Trost im Herzen; mit wehmütigem Rück- und Scheideblick und doch zugleich in hoffnungssichrer Auf- und Ausschau: so

grüßt Alldeutschland nun seinen dritten Kaiser, den zweiten Wilhelm, des hehren Großvaters offenkundigen Liebling und auserkorenen Geisteserben, des hohen Vaters treuen Sohn und zielbewußten Nachfolger. Und allen voran begrüßt wiederum er, der greise Held, den jungen königlichen Herrn. Und wie dieser in unverhohlener Bewunderung und Dankbarkeit, fast wie ein Sohn zum Vater, aufschaut zu dem großen Schöpfer und Bannerträger der Nation: so blickt umgekehrt auch der letztere mit gleich freudiger Bewunderung den stolzen Erstlingsflügen des jungen Adlers nach; sieht, wie ihm die Schwingen wachsen, wie er klaren Augs, klaren Geistes Land und Meer, Deutschland und die Welt umspannt, und hingerissen ruft er's aus, das bekannte Wort: Der werde einst Kaiser und Kanzler zugleich sein!

Und in der That: wo das junge neue Geschlecht so kraftvoll und doch besonnen, so frei und frisch und doch ernst und pflichttreu, der Väter gewaltiges Erbe — ihrer würdig — antritt; wo es einerseits der neuen Zeit und ihrem Fortschritt mit neuen Ideen und Strebungen gerecht zu werden sucht, anderseits aber doch die alten erprobten Geleise einzuhalten weiß und nur auf den einmal gelegten Grundmauern, nur nach dem weisen Bauriß der Gründer des Reichs seinerseits weiter zu bauen entschlossen ist: da kann sich schließlich diese alte, große und ruhmreiche Generation selber vertrauensvoll der wohlverdienten Ruhe hingeben.

So wendet sich denn nunmehr unser letzter Blick zu dem stillen Hafen ländlich friedlicher Einsamkeit, in dem der gewaltige Mann ausruht von einem Leben voll unaus-

gesetzter weltgeschichtlicher Mühen und Sorgen, Arbeiten und Kämpfe.

Bismarck im Ruhestand oder — wie er selbst einst gescherzt — „auf dem Altenteil!" Nur schwer hat sich die staunende Welt an dieses erst undenkbar scheinende Schauspiel gewöhnen können. Der langjährige Mittelpunkt alles politischen Lebens und Webens, der Erreger einer der wichtigsten Geschichtsumwälzungen aller Zeiten, der Spender eines Füllhorns schöpferischer Großthaten, der geistesmächtige „Diktator Europas" — nun ein schlichter Bürger und Gutsherr, ein einfacher Landwirt und Familienvater! Und dennoch — heimelt uns nicht grade auch dieses Bild echt deutsch an? Entspricht es nicht ganz seinem eigensten Wesen? Haben wir ihn denn nicht schon kennen gelernt als echten Bürger und umsichtigen Wirtschafter, als liebevollsten Gatten und Vater, als gastlichsten Wirt und gemütlichsten Gesellschafter? Ja, auch in all den großen Jahren seiner welthistorischen staatsmännischen Thätigkeit ist er sich darin treu geblieben. Zwischendurch findet der „donnernde Olympier" immer noch Zeit und Lust, in trautem Kreise bei gutem Trunk und — nicht zu vergessen! — mit der langen Hausvater-Pfeife den freundlichen Gastgeber zu machen. Auf seinen Gütern verkehrt der „Mann von Blut und Eisen" in leutseligster Weise mit seinen Dienstleuten und Bauern; und beim Erntefest hat er, der in Europa die erste Geige gespielt, sich schon von der Dorfkapelle aufspielen lassen zum Reigen — mit der Großmagd! Ja mitten in weltbewegenden Wendepunkten beachtet er ruhigen Blicks die kleinen Dinge der Land- und Waldwirtschaft und interessiert sich — seine

erlauchte Gemahlin hat's selber versichert — für Aussaat und Ernte, für Wachstum und Gedeihen oft herzlicher, als für die orientalische oder sonst eine Frage der hohen Politik. —

Aber auch abgesehen von dem allen: die Weltgeschichte bietet doch — von Cincinnatus und Scipio bis Cromwell und Washington, von Karl dem Großen bis Luther und Kaiser Wilhelm selber — ähnliche Beispiele einer Verschmelzung der hehrsten Geistesgröße, der allgewaltigsten Wirksamkeit mit der schlichtesten Bürger- und Familien-Tugend. Und die etwaige Rückkehr solcher weltleitenden Heroen aus der lärmenden Arena ihrer Kämpfe und Triumphe in den stillen Kreis des häuslichen Lebens: ändert sie auch das Geringste an dem Verhältnis der jedesmaligen Nation und Zeit zu ihrem Helden? und nun gar an dem Urteil und Verhalten der Nachwelt? Leuchtet deshalb etwa eines solchen Großen Ruhm und Verdienst weniger hell, weniger unsterblich? — —

Nein! Haben wir früher in dem gewaltigen Staatsmann, dem einzigartigen Genius, dem weltstürmenden Helden stets zugleich den trefflichen Bürger und den edlen Menschen geliebt: so bleibt uns nun auch umgekehrt der nunmehrige Privatmann, der in Altersruhe still dahinlebende Greis allezeit doch zugleich der große Bahnbrecher unseres Volks, der Schöpfer der deutschen Einheit! Er bleibt uns der kühne Vorkämpfer unserer Macht und Herrlichkeit, der unermüdliche weise Baumeister unserer Wohlfahrt, der langjährige Hort und Hüter unseres Friedens, der erste, größte und treueste Diener von Kaiser

und Reich! Ja, dieser Mann, der da auf seinem Landsitze umhergeht im schlichten Bürgerrock, mit dem einfachen Schlapphut, mit dem derben Knotenstock — er bleibt uns doch der weltgeschichtliche Heros, der herrschgewaltige Genius, ein König der Staatsmänner, ein Riese unter den Volkshelden aller Zeiten, der ewige Ruhm und Stolz unseres deutschen Volkstums und unserer vaterländischen Geschichte! — —

Und so steht er da, am Ausgange des Jahrhunderts, ein wunderbares Seitenstück und zugleich in allem doch das wahre Gegenbild jenes ersten Titanen, der dem Anfange des Säkulums sein Gepräge aufdrückte, des schon einmal, am Eingang dieser Schilderung, mit ihm zusammengestellten Napoleon des Ersten. Ein Seitenstück in der That, sofern an Geistesgewalt und Umfang der Machtwirkung im ganzen Jahrhundert wohl nur diese beiden Giganten mit einander vergleichbar sein mögen; ein Seitenstück auch in der Doppelähnlichkeit ihres Lebensganges, daß beide aus dem Kreise einfachen Privatlebens zu weltgeschichtlicher Höhe emporsteigen und schließlich wieder zurücktreten in desselben Kreises weltabgeschiedene Stille. — Aber hier beginnt nun sofort die Gegenbildlichkeit, wie sie eben auch früher schon betont ward. Dort der Besiegte, Entthronte, Verbannte auf Helenas öder Kerkerinsel, von fremden Feindeswächtern rings umlauert, in ohnmächtiger Wut sich verzehrend, von Gewissensbissen gefoltert und schließlich, ein ausgebrannter Vulkan, allmählich in geistigem Tode erstarrend. Hier der glorreich triumphierende Sieger, ausruhend auf unvergleichlichem Lorbeer, in ehrenvollster

Muße eines reich gesegneten Alters, auf paradiesischen Landsitzen, den Ehrenspenden seines dankbaren Kaisers und Volkes, umgeben von der Verehrung einer großen Nation, von der Bewunderung einer ganzen Welt, vollgesättigt und befriedigt auf sein reiches Dasein zurückblickend, und frischen Geistes noch lebhaften Anteil nehmend an allem Wohl und Wehe des geliebten Vaterlandes! —

Fürwahr, ein Gegensatz, wie er nicht schneidender zu denken ist! Aber derselbe wurzelt auch in der gleichen Gegenbildlichkeit des ganzen Wesens und Wirkens beider Männer selbst. Dort der Fremdling, der Korse, auf französischem Boden zeitlebens der echte Emporkömmling der Revolution; zwar ein riesenhafter Geist, ein Genius des Schlachtfelds, der Abgott seiner Krieger und schließlich der Götze einer ganzen Nation; aber zugleich der wahre Dämon krassester Selbstsucht, menschen- und völkerzertretender Herrschbegier, gewissenlosester welscher Lügenmeisterschaft, die Gottesgeißel für Europas schuldbeladne Völker. Hier dagegen der urechte Deutsche auf deutschem Boden, der königstreue Edelmann, als Vorkämpfer für Gesetz und Ordnung, als Vertrauensmann seines Monarchen von Stufe zu Stufe höher geehrt; auch er ein Riese, ein Genius des Geisterkampfs, doch lange Zeit der Verkannte, der Märtyrer seines Volks, der — weit entfernt, je zum Götzen zu werden — erst in heißem Kampfe und immer neu sich durchringen muß; in Wahrheit aber ein Held opfermutigster Vaterlandsliebe, unermüdlichsten Diensteifers, eines gewissenhaften Pflichtgefühls, das „ohne Not auch nicht einen pommerschen Grenadier opfern" will, und dazu die Verkörperung einer Wahrhaftigkeit und eines Freimutes, wie sie die Krone

grunddeutschen Wesens bildet. Auch er zwar zu einem Gottesgericht berufen wider haltlose, unwahre, faule Zustände und Verhältnisse, aber noch viel mehr bestimmt zu einem Gottessegen für uns, sein Volk, und für den Frieden und das Glück der Welt! —

Und noch zwei Gegensätze! Was der Korse geschaffen, in zweimal sechs Jahren, es ist zwar ein Riesengebilde, aber ganz einseitig nur auf ihn selbst bemessen, ein Koloß auf thönernen Füßen, den in zwei kurzen Jahren heiliger Völkerzorn zertrümmert vom Erdboden wegfegt. Dagegen unseres Bismarck Sechsjahrewerk, äußerlich viel geringeren Umfangs, innerlich von viel allseitigerer Weltwirkung, es ruht auf dem „ehernen Fels" einer folgerecht stetigen Geschichtsentwicklung und auf dem Friedensbedürfnis der Völker, und hat sich nun mehr denn zwanzig Jahre so bewährt und immer fester begründet, daß es die sicherste Bürgschaft dauernden Bestandes in sich trägt. —

Und längst ruht nun der wilde Eroberer dort in der Hauptstadt jenes Landes, dem er zwar von Kriegslorbeeren einen vollen Wald gepflanzt hat, aber gedüngt mit dem Blute ganz Europas, mit dem Lebenssafte Frankreichs selber, von ihm, dem Vampyr, in Strömen ihm ausgesogen! Doch behext von seinem Ruhmeszauber, hat die stolze Gallia dem Fremdling den Ehrenplatz eingeräumt, im Marmor-Sarkophage, unter der Kuppel des Invalidendoms — jener Kuppel, die später, ach! trotz alledem unterm Donner der deutschen Geschütze erbebte, die den Zusammenbruch des Napoleonidentums und den Einzug der Sieger in Paris hat mit ansehen müssen!

Wohl uns! Um die Bestattung unseres Helden brauchen

wir, will's Gott, noch lange nicht zu sorgen. Aber Ehrenbilder hat ihm seiner Mitbürger freudiger Stolz schon hin und her herrlich gesetzt. Von der Germania auf dem Niederwald leuchtet unter all den Paladinen des großen Kaisers an hervorragender Stelle auch seine markige Erscheinung unsterblich heraus. Und ein großes allgewaltiges Nationaldenkmal rüstet Alldeutschland ihm selber zu, würdig seiner Größe, würdig unserer Dankbarkeit, als ein ewiges Zeugnis alles dessen, was er für König und Vaterland, für Kaiser und Reich gethan hat. Das Hauptdenkmal aber hat er selbst sich geschaffen in Millionen deutscher Patriotenherzen, in der dankbaren Bewunderung aller kommenden Geschlechter, in den Ruhmestafeln unserer Geschichte, im goldenen Schrein des deutschen Liedes! Denn so lange noch Deutschlands Volk dichten und denken, singen und sagen mag, wird es auch seines Namens Ruhm verkünden, und herrlich wird sich das Dichterwort erfüllen, mit dem wir begonnen haben, mit dem wir nun auch schließen wollen:

Bis Mark und Kraft die Deutschen ganz verlassen,
Wird Bismarcks Stern in Deutschland nie erblassen.

III. Dem eisernen Kanzler.

Weise: Der Gott, der Eisen wachsen ließ.

Der Gott, der Erz und Eisen schuf,
Gab uns den Mann von Eisen,
Hieß ihn mit mächt'gem Schöpferruf
Die rechte Bahn uns weisen,
Daß er sein deutsches Vaterland
Erhöhe aus dem Staube,
Daß wiederkehre, was uns schwand:
Mut, Thatkraft, Wahrheit, Glaube.

Drum schuf er ihn so löwenstark,
Gab ihm den Leib des Hünen,
Den Feuergeist, ein **doppelt Mark,**
Den Mut, den heldenkühnen;
Gab ihm den scharfen Adlerblick,
Der Weisheit kluges Sinnen,
Zu schaffen an dem Weltgeschick
Im Wagen und Gewinnen.

Zuerst in Jugendsturm und Drang
Ein Schäumen und ein Gären;
Dann muß in ruhevollerm Gang
Der Brausemost sich klären.
Und als sein König ihn erwählt
Zu heißem Müh'n und Ringen,
Da endlich hebt, im Kampf gestählt,
Der Aar die freien Schwingen.

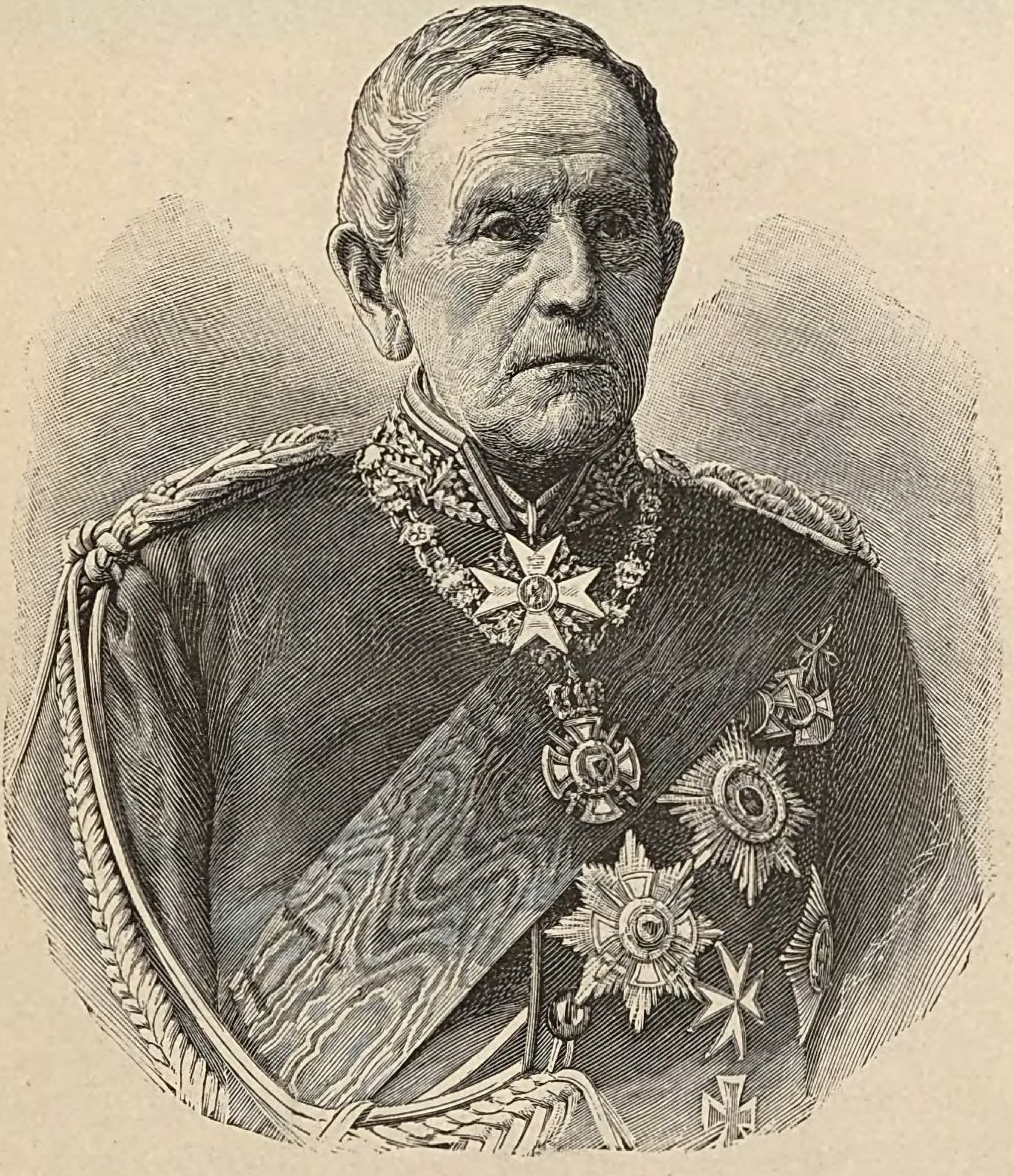
Und brausend geht die stolze Fahrt
Durch Wolken und durch Wetter;
Ihm nach das Volk sich jubelnd schart,
Es kennt nun seinen Retter.
O große Zeit, gewalt'ger Mann,
O **Völkerfrühlings** Spende:
Held Siegfried ruft aus Winters Bann
Die deutsche Sonnenwende!

Und doch — **„noch lange nicht genug“:**
Ihm gilt's, den Bau zu festen.
Zu schirmen wider Haß und Trug
Von Süd und Ost und Westen:
Den Frieden gilt's, die Einigkeit,
Die Hülfe für die Schwachen;
Im Wettkampf gilt's und Völkerstreit
Sein Deutschland groß zu machen.

Und all die ungeheure Last
Auf seinem treuen Herzen!
Welch neues Ringen ohne Rast
Und Sorgen auch und Schmerzen!
O schaut, wie schon das Haar erblich
Dem schaffensmächt'gen Greisen,
Wie Krankheit durch die Nerven schlich
Selbst ihm, dem Mann von Eisen!

Und dann — o großes Trauerjahr! —
Zwei Kaiser sieht er sterben!
Doch auch am Steuer fest und klar
Des Reiches jungen Erben!
So kraftdurchglüht fährt der voran —
Und endlich nun beschieden
Ist ihm, dem sturmesmüden Mann,
Des Feierabends Frieden.

Doch uns ragst du, o Fürstenheld,
Ein Riese ohnegleichen,
Ein Leuchtturm hoch in weiter Welt,
Ein mächtig Gotteszeichen!
Für Vaterlandes Ehr' und Wohl
Ein Stern und Wegesweiser!
Ein ew'ges Vorbild und Symbol
Der Macht für Reich und Kaiser!



Generalfeldmarschall Graf von Moltke.

IV. Moltke.

Rede zu dessen **neunzigstem** Geburtstage am 26. Oktober 1890,

gehalten bei einer Vorfeier am 25. Oktober.

Zum zweiten Male in vier Jahren ist es ein neunzigster Geburtstag, den das gesamte deutsche Volk als vaterländischen Ehrentag festlich begeht, und an dem — wir dürfen es sagen — die gebildete Menschheit auf dem weiten Erdenrunde voll Staunens und Ehrfurcht Anteil nimmt. Damals der große unvergeßliche Kaiser Wilhelm I., des Reiches Begründer, das Haupt und der Erzvater im Rate der Fürsten. Diesmal sein großer Paladin, der Mithelfer am Aufbau des deutschen Staates, der Sieger in drei gewaltigen Kriegen, das Haupt und der Nestor im Rate der Schlachtenlenker und Heeresführer.

Alldeutschlands Volk und Heer und auch Alldeutschlands Jugend, hinab bis zu den Kleinsten, weiß es: Generalfeldmarschall Graf Helmut von Moltke ist's, der, in gleichem Schritt und Tritt mit dem Jahrhundert selbst alternd, heute sein neunzigstes Lebensjahr vollendet, um morgen unter dem Jubelrufe der gesamten deutschen Nation und Armee den Geburtstag zu feiern, der ihm das

Thor zu des Zeitalters letztem Jahrzehnt eröffnet. Welch ein Lebensgang! Welch ein gewaltiger Zeitraum der Weltgeschichte! Welch ungeheuere Wende in unseres Volkes Entwicklung! Ja, wie von Kaiser Wilhelm I. selber, so kann es auch von seinem ältesten Ritter und Helden heißen:

O einzig Lebens-Wunderbild,
Wie sich's durch ein Jahrhundert spannt,
Selbst eine Schicksals-Weltenwende!
Das Herz uns in Erinn'rung schwillt,
Und dankbar dem, der's so gewandt,
Voll Inbrunst falten wir die Hände.

Denn grade auch dieser Mann — im Verein mit dem großen Könige und seiner Tafelrunde — hat dem sich neigenden Jahrhundert den Stempel seines Geistes aufgedrückt; hat den Lauf der Geschichte in eine neue Bahn leiten helfen; hat durch unvergleichliche Ruhmesthaten dem Vaterlande wie sich selbst ein Denkmal gesetzt für alle Zeiten.

Doch nicht nur dem gewaltigen, niemals überwundenen Kriegs- und Siegesmanne, nicht nur dem genialen Schlachtendenker und allverehrten Soldatenvater gilt heute unsere Bewunderung: unzertrennlich mit dieser Seite sind noch andere große Charakterzüge verbunden. Der hohe, mit allen Ordenssternen Europas geschmückte Feldherr ist zugleich der pflichttreueste Diener seines Berufs, der unermüdlichste Arbeiter, ein vielseitig und klassisch gebildeter Gelehrter, ein gewandter, klarer und anmutiger Schriftsteller; und neben allem dem einer der einfachsten, anspruchlosesten Menschen, ein feinsinniger Kunstkenner und Naturfreund, ein

gemütvoller Gatte und Hauswirt, ein deutscher Mann und Bürger im besten Sinne des Worts, und — das Letzte das Höchste — ein aufrichtig herzensfrommer, sittenreiner, christlicher Charakter! —

Und darum ist dieser, zu den größten Kriegskünstlern aller Jahrtausende zu zählende Mann zugleich ein Vorbild deutscher Art und Mannestugend für einen jeglichen unter uns. Im Heere zumal kann der höchste General wie der letzte Rekrut von ihm das Muster pünktlichsten, strammsten Dienstes entnehmen. Aber auch fürs Volk, für alle Klassen des Bürger- oder Beamtentums, leuchtet er als ein Vorbild treuester Pflichterfüllung, edelster Menschlichkeit. Und vollends die deutsche Jugend, vom Studenten auf der Hochschule bis zum jüngsten Volksschüler, kann für ihre Arbeit und ihr ganzes Verhalten kaum einen vorbildlicheren Helden zur Nacheiferung wählen, als eben unsern großen Moltke! —

Das wird ein kurzer Blick auf seinen Lebensgang überzeugend darthun.

„Candide et caute — klar und klug!" so lautet der schöne bündige Wappenspruch des wohl sechshundertjährigen mecklenburg-dänischen Freiherrngeschlechtes. Und wenn irgend einer, so hat der am 26. Oktober 1800 in der mecklenburgischen Kleinstadt Parchim geborene Helmut dieser Losung Ehre gemacht. Ein Sonntag war's, der ihm — dem jüngsten von drei Söhnen — den Lebensanfang einläutete; ein Sonntag ist's, an dem er zum neunzigsten Male sein Wiegenfest begeht; und ein Sonntagskind ist er selbst gewesen, so sehr sein Leben manchmal ein einziger Arbeitstag zu sein schien. Seine Eltern waren

der Hauptmann, spätere dänische Generalleutnant Fritz von Moltke und Henriette Sophie Paschen, eine Hamburgerin. Mütterlicherseits entstammt er also — gleich Bismarck und dem jetzigen Reichskanzler v. Caprivi — dem Bürgertum und ist auch im besten deutschen Bürgersinne erzogen worden. — Aber schwer und trübe hing damals die Gewitterwolke der napoleonischen Zeit über dem Vaterlande. In Lübeck, wohin die Eltern verzogen, erlebte nach dem Unglückstage von Jena und Auerstädt der sechsjährige Knabe die Plünderung der Stadt und des eigenen Vaterhauses durch die Franzosen, ahnungslos, daß er selbst, das blasse, schmächtige Bürschchen, einst zur Vergeltung berufen werden sollte! Auch sonst gestaltete mancherlei Not seine Jugend hart und herbe genug, zumal der Eltern Vermögenslosigkeit und unstätes, erst später in Dänemark zur Ruhe kommendes Wanderleben. Nur zwei, im Pfarrhause zu Hohenfelde bei Itzehoe verlebte Jahre sind ihm als Lichtblicke unvergeßlich geblieben. Dort hat der Neunjährige auch sein erstes Festungswerk, im Teiche des Pfarrgartens ein Sandinselchen mit Schanze, gebaut und tapfer verteidigt; und noch heute bildet diese wohlerhaltene „Moltke-Insel" dort die Hauptsehenswürdigkeit.

Dann folgten sechs freudlose Jahre in der strengen Zucht der Kadettenanstalt zu Kopenhagen, Jahre, in denen der Jüngling allerdings seinem Körper die eiserne Widerstandskraft und Entbehrungsfähigkeit, seinem Willen die ungemeine Selbstberrschung anerzog, die ihn aber auch zu dem schweigsamen Manne gemacht haben, der die reiche Welt seines Geistes und Gemütes tief in sich zu

bergen weiß. Im März 1819 endlich Leutnant im oldenburgischen Infanterieregiment zu Rendsburg geworden, zeichnet er sich durch strengste Gewissenhaftigkeit im Dienst und durch unersättlichen Wissensdurst und Arbeitseifer auch außer Dienst derart aus, daß er schon jetzt die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten erregt. Doch es leidet ihn auf die Dauer nicht in dem kleinen Fremdstaate. Schon im März 1822 tritt er in preußische Dienste, und hat hier nun, erst in Frankfurt a. O., dann in Berlin, in rastloser Thätigkeit, in immer gesteigerter Entfaltung seiner großen Geistesgaben eine Sprosse um die andere auf der Leiter soldatischer Pflicht- und Ehrenstellungen erstiegen, zunächst jedoch ganz still und ungekannt von der großen Welt, nur in den engeren Berufskreisen immer mehr gewürdigt und bewundert.

Seine Hauptarbeit galt der Geographie und Geschichte, zumal der Kriegsgeschichte, ferner der Literatur und der Physik. Seine schriftlichen Arbeiten, seine Karten waren Meisterwerke der Genauigkeit. Bei allen praktischen Leistungen überraschte seine ungemein rasche Auffassungsgabe und die ruhige, selbstsichere Geistesgegenwart, welche ihm später so gewaltige Erfolge bringen sollten. Seine mündlichen Auslassungen und Vorträge und ebenso seine späteren schriftstellerischen Werke entzückten durch die Kunst, allseitig Erfaßtes und tief Durchdachtes klar und knapp, schlicht und doch lebendig darzustellen. „Moltke“, so urteilt noch neuesterdings ein Sachkenner, „spricht wie er schreibt, mit klassischer Natürlichkeit; da ist kein Jota zu viel und keins zu wenig, der Ausdruck sitzt dem Gedanken wie angegossen. Keineswegs aber ist

sein Stil trocken. Es steht ihm eine Fülle köstlicher Bilder, eine höchst anmutige Art feinen Scherzes zu Gebote; und wenn seine Gedanken da, wo sich's um wissenschaftliche Beweisführung handelt, in lakonischer Kürze, unangreifbar geharnischt, in dichtgedrängten Reihen vorwärts schreiten, so erheben sie sich da, wo es gilt, Stimmungen und Empfindungen zu wecken, Bilder hervorzurufen, in bezaubernder Leichtigkeit, gleichwie zum Tanz."

In der That, eine Fülle glücklichster, glänzender Geistesgaben! Glaube aber niemand, daß ihm seine großen Erfolge so leichthin, als deren selbstverständliche Frucht in den Schoß gefallen wären! Nein, noch kürzlich hat im „Militär-Wochenblatt" ein „dankbarer Schüler" es dem großen Meister bezeugt: „Arbeit sei ihm lebenslang

> Bedürfnis und Genuß gewesen und sei es bis auf den heutigen Tag. Er habe jede Gelegenheit zur Bereicherung seiner Kenntnisse, zur Erweiterung seines Gesichtskreises, zur Steigerung seines Denkvermögens nicht nur wahrgenommen, sondern auch selbstthätig aufgesucht. In stetiger Arbeit habe er sich eine allgemeine klassische Bildung angeeignet und auf dieser breiten und festen Unterlage seine besondere, alle Gebiete des Militärwesens umfassende Fachbildung aufgebaut."

Grade dieser Zug ist aber hochbedeutsam und, wie für alle gesellschaftliche Berufsarbeit, so insbesondere für unser Schul- und Erziehungswesen überaus lehrreich! Das Genie eines Moltke hat also nicht — wie heutzutage viele verlangen — sich von vornherein oder ausschließlich auf die seiner Begabung zunächst liegende besondere

Fachbildung geworfen, um im Interesse, sei es seines — damals doch noch recht mageren — Geldbeutels, sei es der Beförderung, es möglichst rasch „zu etwas zu bringen!" Nein, er hat sich erst — und zwar in jahrelanger Arbeit auf eigene Hand — jene allgemeine Bildung angeeignet, in derselben Erkenntnis, in welcher ja grade auch die deutsche Schule unserm ganzen Volke, vor der späteren Fachbildung der einzelnen, eine gemeinsame, wenn auch natürlich mehrfach abgestufte, Bildungsgrundlage zu eigen machen will und soll. Denn grade dieser breite Unterbau für alle — so ist die deutsche und, wie wir sehen, auch die Moltkesche Auffassung — erleichtert nicht nur durch seine grundlegende Schulung den nachherigen Weiterbau der verschiedensten Fachkenntnisse und Fertigkeiten im höchsten Maße; sondern erst er verhütet auch bei der heutzutage notgedrungen immer mehr ins Kleinste gehenden Arbeitsteilung am besten die Gefahr beschränkter Einseitigkeit, bewahrt also — in jedem Berufe, dem höchsten wie dem niedersten — dem einzelnen Arbeiter immer noch die Fähigkeit des Verständnisses und des Interesses für das Ganze und Gemeinsame, sowie den Trieb, sich auch darin weiter zu bilden, erhält ihm also einen gewissen idealen und humanen Zug. So ist in der That das Vorbild des großen Soldaten ein leuchtender Protest gegen die „Nützlichkeits"-Streber, welche der deutschen Schule ihren einheitlichen Grundzug nehmen und sie nach fremden Mustern in lauter Einzel-Fachschulen zersplittern möchten. Und ein doppelter Protest, sofern hier grade ein Genie den schwereren, mühsameren und längeren Weg geht, während ihm der leichtere, bequemere und kürzere doch auch offen

stand und ihn — wie man oberflächlich zu sagen pflegt — rascher hätte „vorwärts bringen" können. Aber Moltke ist eben nie etwas weniger gewesen als ein „Streber" im gewöhnlichen Sinne des Worts! Wohl ein Streber im edelsten Sinne unermüdlichen Vorwärtsstrebens! Aber nie einer jener ehrgeizigen, gewissen- und rücksichtslos selbstischen Aufwärtsdränger, wie es deren leider überall in Massen giebt! — Der deutschen Jugend aber lehre sein Beispiel vor allem, daß jene allgemeine Bildung ohne Arbeit, ohne ernste und nachhaltige Schulung nimmer gewonnen wird, und daß, wenn ein solches Talent so unermüdlich darum gerungen hat, daraus eben klar wird, wie wertvoll nicht nur deren einstiger Besitz, sondern auch schon die Arbeit selber sein muß, die sie erfordert. Möge denn das heranwachsende Geschlecht auch darin von dem hohen Vorbilde lernen und ihm nacheifern! — —

Nach dieser Abschweifung — die man dem Schulmanne verzeihen wird — kehren wir zum Lebensgange unseres Helden zurück.

Eine besondere Wendung nimmt derselbe im Jahre 35, nachdem Moltke — seit drei Jahren dem großen Generalstabe angehörig — eben zum Hauptmann befördert war. Es ist das sein, später so berühmt gewordener Aufenthalt in der Türkei von 1835 bis 39. Ursprünglich nur zu einer mehrwöchentlichen Forschungsreise dorthin aufgebrochen, macht der preußische Offizier alsbald dem türkischen Kriegsminister, dem allgewaltigen „Seraskier", und hernach dem Sultan selber einen so bedeutenden Eindruck, daß beide bei der preußischen Regierung einen

vierjährigen Urlaub für ihn erwirken, damit er das verfahrene türkische Heerwesen in Ordnung bringe.

Was Moltke in dieser Zeit thun konnte, hat er redlich gethan. Mit dem Meßtisch hat er damals, im roten Fez und blauen Türkenrock, Konstantinopel nach allen Seiten durchzogen und vermessungsweise aufgenommen, oft von staunendem Straßenvolk umdrängt, das ihn anfangs für einen Zuckerwaarenhändler hielt. Auch das Land bereiste er weithin zu gleichem Zwecke, und in einer ausgezeichneten Denkschrift legte er seine Verbesserungspläne für das Heer dar, um — wie er sagte — den „alten eingerosteten türkischen Krummsäbel wieder etwas nach europäischem Muster anzuschleifen". Schließlich machte er den Feldzug der Türken gegen den aufständischen Vicekönig von Ägypten in Kleinasien mit, konnte indessen bei den dort befehligenden vier Feldherren, die auf einander eifersüchtig waren, mit seinen auf einheitliche Kriegsführung drängenden Ratschlägen nur wenig ausrichten. Es kam zu der, von ihm vorausgesagten, Niederlage von Nisib, nach welcher er selbst von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurde.

Jedenfalls aber hat Moltke hier zum ersten Male an einem Ernstfalle seine Kriegsstudien erproben können, und hierdurch ist jener türkische Zwischendienst auch für unser Vaterland wichtig geworden. Geschildert hat er selber bekanntlich diese Zeit in wundervoll klar und vielfach höchst launig geschriebenen Briefen an seine Schwester und verschiedene Freunde, Briefe, welche später, zu einem Buche vereinigt, weite Verbreitung gefunden haben. Reizend erzählt er darin z. B., wie er — anders als unsere liebe

Jugend! — erst dort an der türkischen Pfeife, dem Tschibuck, das Rauchen gelernt habe, glücklicherweise ohne die bei Anfängern übliche Seekrankheit zu bekommen. Ein andermal gelingt's ihm, für ein paar Verurteilte die Bastonnade von fünfhundert Hieben auf fünfzig herabzuhandeln. Mit Goethes „König von Thule" vergleicht er sich, als er am Euphrat, auf den Trümmern eines alten Römerschlosses stehend und in altklassischen Erinnerungen schwelgend, dem Andenken des Cyrus und Alexander, des Xenophon, Cäsar und Julian opfert und eine Flasche Champagner tief hinab in die Fluten schleudert, wo sie „tauchend und tanzend dem Indischen Weltmeere zugeglitten" sei. Natürlich — fügt er hinzu — hatte er sie vorher ausgetrunken. Doch dann —

„— sah ich sie stürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Flut,
Die Augen thäten mir sinken —

„Ich trank nie einen Tropfen mehr." Denn ach! „die Flasche hatte Einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen". —

Hat Moltke nun auch für die Besserung der verrotteten türkischen Zustände weniger, als er wünschte, thun können, so ist er doch im höchsten Ansehen dort geblieben. Seine Persönlichkeit überragte die bisherigen französischen Kriegslehrer derart, daß der Minister selber sagte: „Die schwatzen viel, leisten aber wenig; der spricht wenig, leistet aber desto mehr." Daher hat die Türkei auch fortan, zumal seit 66 und 70, nur noch deutsche Offiziere angestellt, die zum Teil noch heute dort wirken. Wie endlich grade Moltke noch in der Erinnerung auch des Volkes lebt, sah u. a.

auch Verfasser dieses vor Jahren an den vielen Bildern von ihm mitten im alten Stambul in den Kaffeehäusern. Nannte man dann seinen Namen, so hieß es gleich: „Moltke Prusso, Aferim! — Moltke, der Preuße, Bravo!“ —

Doch noch 24 Jahre sollten erst in weiterer stiller Arbeit vergehen, ehe der Name des Mannes zur Weltberühmtheit gelangte. 1842 wird er Major und gründet durch die Vermählung mit der Engländerin Mary von Burt, einer Stieftochter seiner Schwester, ein Eheglück, dem zwar der Kindersegen versagt blieb, das ihm aber 26 Jahre reinster, ungetrübter Herzensgemeinschaft spendete. Wie innig der sonst so ernste, verschlossene Mann seine treffliche Gemahlin geliebt, davon zeugt der tiefe, wehmütige Ernst, welcher seit ihrem Heimgange am Weihnachtsabend 1868 die Grundstimmung seines Lebens geworden und geblieben ist. Davon zeugt auch die stille, nach seinen eigensten Anordnungen ihr erbaute Grabkapelle in seinem Schloßpark zu Kreisau, welche er bei seinen Landaufenthalten tagtäglich besucht. Tröstlich leuchtet ihm dann allemal das marmorne Standbild des segnenden Heilands und in goldener Schrift der von ihm selbst gewählte Spruch entgegen, der den Inbegriff des Evangeliums darstellt: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ — —

Was Moltke in den Jahren 45 bis 58 auf Reisen in Italien, Spanien, Frankreich, Rußland und England gesehen, erlebt und erforscht hat, das meldet uns sein fesselnd geschriebenes „Wanderbuch“, oft in Schilderungen von gradezu klassischer Schönheit. 1855 zum persönlichen Adjutanten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm erhoben, gewinnt er zu demselben bald das herzlichste Ver-

hältnis und wohnt sowohl 56 dessen Verlobung in England mit Prinzessin Viktoria, wie auch 58 seiner Vermählung daselbst bei. Im September des letzteren Jahres tritt er dann endlich in die entscheidende Stellung ein, in welcher er seine weltumwälzenden Thaten vollbringen sollte: Prinz Wilhelm von Preußen, kaum an Stelle des erkrankten königlichen Bruders, Friedrich Wilhelms IV., Prinzregent geworden, ernennt ihn zum Leiter des Großen Generalstabes.

Was das nun besagen will, kann hier natürlich nur in wenigen Hauptzügen klar gemacht werden. Wir folgen dabei Moltkes eigenen Ausführungen.

Der Generalstab muß im Frieden sämtliche Vorbereitungen für etwaige Kriege treffen, sowohl für die sogenannte Mobilmachung d. h. die vollständige Ausrüstung, Ergänzung und Gruppierung all der mannigfachen Heeresteile bis zu ihrer völligen Schlagfertigkeit, als auch muß er den Aufmarsch aller dieser Truppen, die Eröffnung des Kampfes ihrerseits und den Gesamtplan des voraussichtlichen Feldzugs, soweit möglich, vorausbestimmen. Man kann sich denken, welch genaue Kenntnis der eigenen wie der fremden Heere, Völker und Länder, ihrer Verkehrsmittel und Hülfskräfte, dazu erforderlich ist. Denn einmal im Entwurfe begangene Versehen und Fehler lassen sich hinterher nur schwer oder gar nicht wieder gut machen und können das Schicksal vieler Schlachten, ja des ganzen Krieges entscheiden. Fortwährend müssen denn auch alle, selbst die geringsten Veränderungen jener Verhältnisse nachgetragen und darnach die Entwürfe berichtigt werden.

Diese ganze an sich schon ungeheuere Arbeit, die ja vor

allem auf den Schultern des Generalstabsleiters ruht, wurde nun für Moltke noch ungemein dadurch vergrößert, daß er mit ebenso viel Hunderttausenden von Soldaten zu rechnen hatte, wie alle großen Feldherren vor ihm mit Zehntausenden! Es ist nämlich merkwürdig, wenn auch wenig beachtet, daß nicht nur die alten Feldherren, ein Alexander, Hannibal, Cäsar, sondern auch die neuzeitlichen, ein Gustav Adolf, Prinz Eugen, Türenne, Friedrich d. Gr. und selbst Napoleon, ihre berühmtesten Siege mit verhältnismäßig kleinen Heeren erfochten haben, ja daß ein Napoleon an der Aufgabe, an Einem Tage mit mehr als 100000 Mann zu schlagen, gradezu bei Leipzig gescheitert ist. — Da hat nun eben Moltke — und darin zeigt sich sein schöpferisches Genie — die ganz neue Art der Kriegsführung geschaffen: mit mehreren selbständigen riesenhaften Heeren zugleich ins Feld zu rücken, derart, daß sie je für sich getrennt marschieren und kleinere Schlachten liefern, aber von vornherein auf ein gemeinsames Ziel hinlenken, wo sie sich dann schließlich zu einem entscheidenden Hauptschlage alle vereinigen — wie man das am deutlichsten bei Königgrätz, Metz und Sedan wahrnehmen kann. In dieser Weise hat er ja zuletzt gar Millionen zu lenken verstanden.

Ein zweites verhältnismäßig Neues dabei ist dann sein Grundsatz gewesen: nicht, wie frühere Feldherren gethan, durch allerlei Hin- und Herzüge und unzählige kleine Plänkeleien eine größere Summe von geringen Erfolgen zu erzielen; sondern umgekehrt, so rasch und gradeswegs wie möglich auf die Hauptmasse des Feindes loszugehen und dieselbe in einer oder doch

wenigen gewaltigen Entscheidungsschlachten zu vernichten, ähnlich wie dies schon Friedrich d. Gr. und Napoleon erstrebt, aber nur teilweise erreicht, andere Feldherren dagegen als unerreichbar verworfen hatten. In diesen Beziehungen hat also seine Meisterhand grade der heutigen Gesamtkriegsführung ihr neues Gepräge aufgedrückt! Und wenn jemals diese Vereinigung schöpferischer Thatkraft im großen mit kühnstem Wagemut und doch auch ruhigster Besonnenheit, hellster Geistesgegenwart in jedem Einzelfalle ein Genie ausgemacht haben — und was soll das sonst anders sein? — dann ist unser Moltke unzweifelhaft ein echter und rechter Genius!

Und dieser schöpferische Geist wird nun mitberufen zu dem großen Werke, welches seit der Thronbesteigung des Prinzregenten als Königs Wilhelm I. 1861 immer klarer sich zu entfalten beginnt, zu jenem gewaltigen Viermännerwerk der Wiedergeburt Deutschlands, da unter und mit dem Herrscher selbst die drei größten seiner Paladine, jeder an seinem besonderen Teile, auf das Eine Ziel hin sich gegenseitig in die Hände arbeiten.

Du kennst es, deutsches Volk, deutsches Heer, deutsche Jugend, dieses Riesendoppelwerk: erst der Stärkung Preußens und dann der Einigung Deutschlands! Und du kennst das Dreigestirn der Mitschöpfer, wie es am Abend der Schlacht von Sedan König Wilhelm selbst gefeiert hat mit den Worten:

> „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet; und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“

Ja, der Dichter kann es singen:

> Roon, Bismarck, Moltke — wie Ein Erzgefüge,
> Dem festen Fels des Preußentums entsprossen;
> Ein Dreigebild, aus Einem Guß gegossen,
> Auf Heldenschultern eisenfeste Züge —
> So führtet ihr das deutsche Schwert zum Siege.

Und welche Bedeutung unter den Dreien grade unserm Moltke zukommt — kein Geringerer als sein alter Waffengenosse, Fürst Bismarck selber, hat es noch 1885 öffentlich im Reichstage voll neidloser Bewunderung anerkannt:

> „Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des Deutschen Reiches verdanken, dann blicken Sie dorthin!"

Rief's und zeigte unter allgemeinem Jubel auf den still bescheiden dasitzenden greisen Feldmarschall. Wiederholt hat der große Staatsmann es auch sonst ausgesprochen, was ja schon an sich selbst klar ist: seine ganze große und kühne, alles auf Einen Würfel setzende Politik konnte er überhaupt nur deshalb entwerfen und beginnen, weil dieser Würfel eben das Preußische Heer war, und weil ein Meister wie Moltke ihn im entscheidenden Augenblicke würde rollen lassen!

Und wie nun in drei gewaltigen Würfen das wilde, eherne Würfelspiel des Krieges so siegreich zu unseren Gunsten entschieden worden ist: wer lebt in Deutschland, der das nicht selber geschaut oder doch vernommen hätte? Jahraus jahrein verkündigen es ja die vaterländischen Ehrentage mit ihren herrlichen Festfeiern unter dem Donnergruß der Kanonen, mit Glockenklang und Liedersang, mit grünenden Kranzgewinden und wehenden Fahnen!

Zuerst — wecken wir im Fluge die große Erinnerung! — zuerst war's 1864 dort oben im meerumschlungenen Schleswig-Holstein, wo Moltke sein erstes großes Kriegs-Schachspiel gewann. In wenigen, so tiefdurchdachten wie kühn gewagten Zügen, auf den Feldern von Düppel und vom Alsensunde setzte er den Dänischen Feind matt.

Dann kommt 1866 das zweite viel größere Turnier mit dem viel gewaltigeren Österreichischen Gegner zum Austrag, dessen Spiel noch dazu die kleindeutschen Staaten unterstützen. Auf zwei ganz verschiedenen Seiten des großen Schlachten-Schachbretts hat der Meister da zugleich zu kämpfen. Aber mit eiserner Ruhe geht er — nach dem schon erwähnten Grundsatze — von vornherein zum kühnsten Angriff vor, rückt Linie um Linie, Feld um Feld mitten in die Aufstellungen der Feinde hinein und — staunend erlebt die Welt das nie gesehene, nie auch nur möglich gedachte Schauspiel: im Laufe einer einzigen Woche, in sieben gewaltigen Entscheidungszügen bietet er den Gegnern, dort auf den Böhmischen, hier auf den Thüringischen und Bayerischen Feldern, ein Schach ums andere, und endlich, am 3. Juli, bei Königgrätz-Sadowa das gewaltige siegreiche Schachmatt!

„Erst wägen — dann wagen!" Das war ja von jeher sein Wahlspruch gewesen; und niemals, so lange die Welt steht, ist ein Losungswort völliger verwirklicht worden, als damals. Bekanntlich hing grade bei Sadowa alles an dem Einen Haare des rechtzeitigen Eintreffens der Kronprinzlichen Armee, das nach Moltkes Berechnung um Mittag stattfinden sollte. Als nun die Entscheidung näher und näher kommt und immer noch nichts zu sehen ist, da — so

erzählte Bismarck selbst später — da bemächtigt sich aller eine wachsende Unruhe. Nur Moltke hält stumm im Sattel, den Blick in die Ferne gerichtet, und keine Miene verrät, was er denkt. Endlich kann Bismarck es nicht mehr aushalten. Doch mag er durch Sprechen das allgemeine Schweigen nicht stören. So nimmt er seine Zigarrentasche mit den letzten zwei Stücken, einer am Deckblatt etwas beschädigten und einer heilen Zigarre, und bietet sie schweigend dem General an. Der nimmt, gleichfalls ohne ein Wort, die Tasche, besieht sich beide Glimmstengel ganz genau und greift — den guten! Erleichtert atmet Bismarck auf und sagt leise zum Könige: „Unsere Sache muß gut stehen; Moltke hat eben noch die Seelenruhe gehabt, sich aus meiner Tasche die bessere Zigarre auszuwählen!" In der That, noch war dieselbe nicht ganz aufgeraucht, da rückte die Hülfe heran, und der Sieg, ja der Feldzug war gewonnen. — —

Mit welchem Jubel dann beim Einzug der Sieger im September das ganze Berlin die Heimkehrenden empfängt und namentlich auch ihn, den gleichsam über Nacht so weltberühmt gewordenen Feldherrn anstaunt, kann man sich denken. Dankbar widmet ihm darauf die Volksvertretung ein ansehnliches Ehrengeschenk, für welches er, der Freund der Natur und des stillen Landlebens, sich das schon erwähnte Gut Kreisau bei Schweidnitz in Schlesien gekauft hat.

Aber noch darf er auf dem frischen Lorbeer nicht ausruhen. Der zweifellos von Frankreich drohende Krieg erfordert neue, fieberhafte Vorbereitungsarbeiten, kraft deren Moltke denn auch schon nach zwei Jahren, 1868, den Plan

für den gesamten Aufmarsch der nunmehr deutschen Heere fix und fertig dem Könige vorlegen kann. Doch dauert's abermals zwei Jahre, ehe nun endlich der glorreichste aller deutschen Kriege losbricht, jener fast ununterbrochene Siegeszug durch Frankreichs Gefilde, abermals ein Meisterstück des genialen Denkers, in welchem seinerseits auch nicht Eine falsche Berechnung, nicht Ein Fehler nachweisbar gewesen ist.

Das heranwachsende Geschlecht, das jene Tage überhaupt nicht oder doch noch nicht bewußt mit erlebt hat, es macht sich keinen Begriff von der Stimmung, die damals unser ganzes Vaterland durchflutete. Ihr Grundzug war das Vertrauen, das Vertrauen auf Gott und unsere gerechte Sache, das Vertrauen auf unser nun geeinigtes Volk und Heer, insbesondere aber auch das Vertrauen auf den König und seinen großen Schlachtenmeister. Damals fand, bei der Durchreise König Wilhelms zum Kriegsschauplatze, in Köln die berühmte Szene statt, welche Dichtermund mit heiterem Scherze also schildert:

Hei, wider den Napoleon
Mußt' König Wilhelm kriegen.
Schon saß zu Köln er im Waggon:
„Ist Moltke eingestiegen?"
Der König fragt's, sie sagen ja:
Und drauf der König spricht: „Na, da
Können wir weiterfahren!"

Viel zu viel wär's nun, auch nur in den Haupteinzelheiten dem Gange dieses dritten, größten weltgeschichtlichen Schachspiels zu folgen. Wer's nicht erlebt, hat's doch wenigstens gehört, wie Altmeister Moltke nicht nur den schwarzen „König", den Kaiser Napoleon, matt ge-

setzt, sondern auch die, wider alle Spielregeln sich noch weiter wehrende rote „Dame", die Republik, in die Ecke gedrängt und überwunden hat. Und in allen deutschen Ohren und Herzen hallen sie doch wohl unvergeßlich nach, alle die waffenklirrenden, wohl blutig-opferschweren, doch auch ewig ruhmgekrönten Tage und Namen: der 4. und 6. August mit Weißenburg, Wörth und Spicheren; dann am 14., 16. und 18. August die furchtbare, gewaltige Drillingsschlacht um Metz, die Tage von Courcelles, Mars-la-Tour und Gravelotte; und endlich das schauerlich-erhabene „Kesseltreiben" bei der Kaiserjagd von Sedan am 1. und 2. September. Fürwahr, als da — zum ersten Male in der ganzen Weltgeschichte — von Land zu Land die Kunde flog: ein Heer von 80000 Mann und mit ihm der Kaiser, der Kaiser gefangen — da ging's wie ein Erdbeben durch die Welt; in allen seinen Fugen erkrachte das alte europäische Staatensystem, polternd stürzte der gallische Cäsarenthron zusammen; aber hoch aus Schlachtengraus und Trümmerstaub erhob, im Morgenrot einer neuen Zeit, seine Fittiche der Preußische Königs-, der Deutsche Kaiseraar! — Doch — wie gesagt — vorerst erhebt sich nun noch zum zweiten verzweifelten Spiel die eben in Paris aus dem Ei gekrochene Republik. Und abermals tönen unvergeßlich an unser Ohr die Namen: Straßburg, Metz und endlich Paris selber, und auf tauchen vor unserm Blick die Tage von Amiens, von le Mans, von Belfort — alles ebensoviele Einzelpartieen in dem Einen großen Gesamtspiel, aber alle — recht wie bei einem Meister-Schachturnier — von Einem Punkte aus, von dem Einen Großmeister geleitet und

schließlich zum allumfassenden Siege geführt. Da durfte in der That das Lied von „Moltkes Schach“ singen und sagen:

Held Moltke — auf hoher Warte
Sitzt schweigsam, ernst und gemach.
Und vor ihm — Europas Karte
Liegt da, wie ein Brett zum Schach.

Und als Schachfelder da dienen
Die Schlachtenfelder dem Kühnen;
Und seine tiefsinnigen Züge
Sind weltdurchstürmende Kriege.
Vor seinem „Schach“ und „Gardez!“
Wird auch den Mächtigsten weh,
Und es stockt im Schwunge das Rad
Der Geschichte vor seinem „Schachmatt!“

Und seht, wie über die Fluren
Er hinlenkt seine Figuren!
Wie stehen seine Bauern
So fest gleich Felsenmauern;
Wie werden seine Springer
Dem Feinde Schreckensbringer;
Die windesschnellen Läufer,
Wie jagen sie voll Eifer;
Wie trotzen seine Türme
Dem Prall der Schlachtenstürme!

Und wie beseelt das ganze Heer
Stets neu mit Mut und Heldensinn,
Sie, die selbst auszieht mit zur Wehr,
Germania, die Königin!

Und endlich ihm, dem Oberhaupt,
Von frischem Lorbeerkranz umlaubt,
Wie hallet Jubel tausendtönig
Ihm, der nun Kaiser wird, dem König! — —

So Zug um Zug hast gewonnen
Das Spiel du, o schweigender Held,
Das feindlicher Hochmut begonnen!
Längst ist nun der Blutstrom verronnen,
Im Frieden erholt sich die Welt.

Doch dich, der die tödliche Wolke
Durchblitzte mit Donnergekrach,
Ein Retter dem deutschen Volke:
Dich preisen wir laut, Held Moltke,
Dich und dein gewaltiges Schach! — —

Zu den höchsten Ehren steigt denn auch der greise Held schon in jenen Tagen empor. Als er am 26. Oktober 1870 in Versailles seinen 70. Geburtstag feiert, erhebt ihn der König in den Grafenstand. Der 18. Januar 1871 sieht ihn dann in dem berühmten Spiegelsaale des alten Bourbonenschlosses auf den Stufen des neuen deutschen Kaiserthrones, wie er dem ersten Hohenzollernkaiser huldigt, dessen Krone er selbst erst in heißen Kampfesgluten fertig geschmiedet hatte. Und als dann, nach endlichem Abschluß des ersehnten Friedens, am 16. Juni 1871 die siegreichen Truppen in Berlin einziehen, da empfängt ihr großer Führer, noch auf dem Tempelhofer Felde, inmitten seines Generalstabes die Ernennung zum Generalfeldmarschall. So zog er, der einst im 22. Lebensjahre als armer, unbekannter Leutnant dorthin gekommen war, nun mit dem goldenen Marschallstabe in die jubelnde Reichshauptstadt ein, zusammen mit Roon und Bismarck, unmittelbar vor seinem kaiserlichen Herrn.

Damals grüßte ihn die Akademie der Künste mit dem schönen Wort:

Dir vertraute das Volk der Deutschen, geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht.

Am kürzesten aber und doch umfassendsten hat das Bild des Mannes wohl der berühmte Spruch der „Wespen" zu seinem 70. Geburtstage gezeichnet, ein Spruch, der ihn von neuem bei seinem 70jährigen Dienstjubiläum am 8. Mai 1889 begrüßen konnte:

Treu durch siebzig lange Jahre,
Jüngling du im weißen Haare,
Rühmend preist die Welt dich so:
Schlachtensinnend
Und gewinnend,
Wortverachtend, thatenfroh,
Laut wie Sturm in heißer Fehde,
Und am Tag des Sieges stumm,
Schufst du nach der eignen Weise,
Ihm zum Heil und dir zum Preise,
Mächt'gen Griffs ein Volk der Rede
In ein Volk der Thaten um. — —

Ja, so steht das Bild des gewaltigen Mannes vor uns, vor dem gesamten Vaterlande, vor Mitwelt und Nachwelt. So soll es auch dir vor Augen stehen, deutsche Jugend, und deinem Gemüte sich unauslöschlich einprägen! Und noch einmal merken wir's alle uns gründlich: unser großer Moltke ist ein Genie — und hat doch unablässig an sich selbst gearbeitet; er hat die höchsten Ehren und und unsterblichen Ruhm erlangt — und ist doch stets der schlichte, bescheidene Mensch geblieben; mit Kaisern und Königen war sein Verkehr, aber immer wieder ist er — ein deutscher Cincinnatus — gern zu seinem stillen Landgute zurückgekehrt, selber sein erster Verwalter und

Arbeiter in Haus und Hof, Garten und Feld. Und ob er blutströmende Kriege hat führen müssen, ob er stets für Deutschlands volle Wehr- und Heereskraft eingetreten ist: so doch nie um des Krieges selbst, sondern nur um des Vaterlandes Wohlfahrt und Ruhe willen! Sein in Blut getauchtes Schwert war stets nur ein „Spaten des Friedens“! Und so hat er zwar eine Million Feinde besiegt, aber keinen einzigen persönlichen Gegner gehabt! Nein, die Besiegten selbst haben ihm unwillkürlich bewundernde Ehrfurcht zollen müssen. Und ob ihm alles im Leben geglückt und nie ein Fehlschlag begegnet ist — das Verdienst daran hat er doch nicht sich, sondern dem Heere bis zum letzten Kameraden und der gnädigen Fügung Gottes zuerkannt! —

Darum werden nun auch diesem einzigartigen Manne — der freilich im großen Trauerjahre 1888 noch den bittern Schmerz erlebte, beide geliebte Kaiser zu Grabe geleiten zu müssen, und der dann endlich im gleichen Jahre die lang ersehnte Ruhestellung erbat und von unserm jungen Kaiser unter begeisterter Anerkennung erhielt: diesem großen Manne und edlen Menschen werden denn auch nunmehr an seinem Geburtstage von Deutschlands Kaiser und Fürsten, Heer und Volk dankbar Ehren erwiesen, wie sie größer und herzlicher keinem Sterblichen je zu teil geworden sind. Die alten Siegesfahnen, die um sich zu haben sonst des obersten Kriegsherrn eigenstes Vorrecht ist, unter rauschenden Klängen siedeln sie über zu dem ruhmreichen Feldherrn, um während seines Ehrentages Wache bei ihm zu halten. Und aus allen Gauen des Vaterlandes, aus allen Kreisen und Ständen, von allen

Richtungen und Parteien eilen festliche Gesandtschaften herbei, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Allüberall wird von patriotischen Festversammlungen der Tag freudig begangen, und von den Enden der Erde drängen sich Gaben und Grüße herzu, die ihm den Anteil der gesitteten Menschenwelt verkündigen.

Diesem Gesamtzuge der Herzen schließt sich — auf des Kaisers ausdrücklichen Wunsch, doch nicht minder dem eigenen Triebe folgend — insbesondere auch die Jugend, die gesamte Schule Deutschlands festlich an. Und grade dieses Schauspiel mag dem alten ehrwürdigen Helden innigst wohlthun, daß ihn, den Neunzigjährigen, von allen Seiten der helle Jubel der Neun- bis Neunzehnjährigen umringt, und so zu dem in Ruhm und Ehren glanzvoll leuchtenden Abendrot seines Lebens-Winters die frische Morgenröte des deutschen Jugend-Frühlings verschönernd und verklärend sich mischt.

Alle aber, Jung wie Alt, Hoch wie Niedrig, Fürsten wie Volk, Heer wie Bürgerschaft, alle vereinigen mit ihrem Gruß und Segenswunsch die herzliche Bitte zum Thron des Allmächtigen: Gott möge den hehren Greis, unsern großen Denker und Schweiger, den Mitschöpfer des Reichs, die Blume deutscher Ritterschaft, den herrlichen Menschen, uns noch recht lange so rüstig und frisch erhalten, zur Freude und zum Stolze der Nation, als ein lebendiges Denkmal der großen Zeit unserer vaterländischen Wiedergeburt, als ein leuchtendes Vorbild für Gegenwart und Zukunft!

Geht derselbe dann aber auch einstmals von uns dahin, so wird er, obwohl der Leibeserbe ihm versagt geblieben

ist, dennoch nicht kinderlos sterben! Nein, wie einst der große Epaminondas, so hinterläßt auch er zwei unsterbliche Töchter, **Sadowa** und **Sedan**, die im Kranze der kleineren Heldengeschwister den Namen des hohen Vaters hintragen werden bis zu den fernsten Geschlechtern!

Am höchsten aber werden wir alle den Gefeierten ehren, wenn wir, ein jeder für sein besonderes Streben, seinen Ausspruch beherzigen, daß „Glück auf die Dauer nur der Tüchtige hat"; und wenn wir für unser aller gemeinsame Bethätigung allezeit dem Wahlspruche nachleben, den er einst in das nationale Gedenkbuch des Germanischen Museums zu Nürnberg eigenhändig eingetragen hat:

„Allezeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!"

V. Moltke-Lied.

Weise: Strömt herbei, ihr Völkerscharen.

Auf, herbei! Den Schlachtendenker
Preise mächt'gen Liedes Hall!
Den gewalt'gen Heereslenker,
Unsern greisen Feldmarschall!
Der im Sturmbraus dreier Kriege
Auf dem eh'rnen Würfelfeld
Uns geführt von Sieg zu Siege
Wider eine Feindeswelt!

Schaut ihn an! So klar und prächtig
Seines blauen Auges Blick;
Hoch die Stirn — gedankenmächtig
Wägt sie ab der Welt Geschick.
Schön klingt durch die hehren Züge
Ernst und Milde im Akkord,
Und des Mundes Erzgefüge
Hütet goldnen Geisteshort.

Rastlos schuf in treuem Streben
Er gewalt'gen Werkes Plan.
Weltverborgen zog sein Leben
Still zur hohen Sternenbahn.
Doch als Deutschlands Schicksalsstunde
Schlägt mit Weltendonners Ton —
Durch den Erdkreis dröhnt die Kunde
Auch von Deutschlands großem Sohn!

Von des Nordmeers Düppel-Schanze
Fern hin bis Sadowas Feld,
Hui! im wilden Waffentanze
Füget Sieg an Sieg der Held;
Löst in Einer Woche Ringen
Des Jahrhunderts Rätsel klar:
Frei nun hebt die stolzen Schwingen
Kühn zum Weltflug Preußens Aar.

Aber dann — zum Riesenkampfe
Ruft die stolze Gallia.
Weh des Wahns! Im letzten Krampfe
Liegt sie bald bezwungen da. —
Heil dem Heros ohne Gleichen,
Der von Sturm zu Sturme fliegt!
Mit des Eisenkreuzes Zeichen,
Wohl in hundert Schlachten siegt!

Denkt an Wörth, an Gravelotte!
Denkt an Sedans hohen Tag!
Von ihm selbst, dem großen Gotte,
Glückt dem Helden Schlag auf Schlag!
Herrlich führt im Purpurkleide
Er zum Thron Germania,
Und es sind die Töchter beide,
Die geraubten, wieder da! — —

So hast du, gewalt'ger Meister,
Dort das Herrlichste vollbracht.
Deines Ruhmes Flammengeister
Halten nun die deutsche Wacht!
Hoher Held, du hehrer Schweiger,
Edler neunzigjähr'ger Greis,
Stille steht der Weltenzeiger,
Gilt es deines Namens Preis!

Sei gegrüßt denn, großer Moltke,
Von Alldeutschlands Jubelsang!
Ewig tönt im Heer, im Volke
Deines hohen Namens Klang.
Auf dein Vorbild woll'n wir sehen,
Und es gilt in Ewigkeit:
„Allzeit treu bereit“ zu stehen
„Für des Reiches Herrlichkeit!“

VI. Deutschlands Dioskuren.

Wenn die alten Griechen auszogen zur männermordenden Feldschlacht oder hinausfuhren auf das wilde, wogende Meer, so pflegten sie Opfer, Lobgesänge und Bittgebete jenem Götter-Zwillingspaare, den sogenannten Dioskuren, Kastor und Pollux, darzubringen, welche als Helfer in Kampf und Sturmesnot verehrt wurden. Auch schmückten sie gern die Feld- und Schiffszeichen und den Bugspriet ihrer Fahrzeuge mit dem glänzenden Doppelgebilde der göttlichen Brüder, und vielerwärts verkündeten gewaltige Standbilder den Ruhm des rossebändigenden und sturmbeschwichtigenden Heldenpaares. Söhne des obersten Gottes, des Zeus selber, seien sie — so meldete die alte Göttersage — und nachdem sie herrliche Großthaten zur Wohlfahrt der Menschheit vollbracht hätten, seien sie schließlich in die Unsterblichkeit erhoben und unter die ewigen Sterne versetzt, wo sie ja heute noch als das bekannte Doppelgestirn der „Zwillinge" vom nächtlichen Himmel freundlich herniederglänzen. Wir wissen aber, daß die Sage in diesen uralten Lichtgöttern den hellen Morgen- und Abendstern selber dichterisch verkörpert hat, der aus dem Streite mit Finsternis und Sturmesdunkel immer wieder siegreich und leuchtend hervorgeht.

Nun, auch wir Deutschen der Neuzeit haben und verehren ein herrliches Dioskurenpaar, ein hellglänzendes Doppelgestirn, Geisteszwillinge der Einen großen Mutter Germania, ein Paar von Heldenbrüdern, Hand in Hand verbunden die Führer und Helfer, die Kämpfer und Retter des Vaterlandes aus Wogendrang und Sturmesdunkel. — Ja, **Bismarck und Moltke, Moltke und Bismarck:** so, in unauflösbarem Doppelvollklang, haben diese beiden Namen nun fast ein Menschenalter schon, jahraus jahrein immer von neuem alle unsere Herzen gemeinsam durchzittert, in stetem Einklang auf unseren Lippen gelebt, haben zusammen all unseren vaterländischen Ehrentagen und Festfeiern ihren eigenartigen Wohlklang, ihre besondere Weihe mitverliehen; und wo nur immer in Erz oder Stein, in Schrift oder Lied Denkmale der gewaltigen Wiedergeburt Deutschlands erstanden sind, da verkündigen dieselben der Mit- und Nachwelt auch allemal beide hehre Namen zugleich als das einheitliche Doppelsinnbild für des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit.

Wohl tritt ja, ganz ähnlich wie bei jenen alten Lichtgöttern und ihrem Abbild unter den Gestirnen, auch hier — je nach Anlaß und Art einer Feier — bald der eine, bald der andere Stern mit hellerem Lichte mehr in den Vordergrund unserer huldigenden Betrachtung. Bald ist es Kastor, der Hellglänzende, der eherne Lenker des Schlachtgewühls, der besondere Liebling altspartanischen Heldentums; bald wiederum Polydeukes oder Pollux, der Vielseitig-Strahlende, der weise Führer und Steuermann des Staatsschiffs, der unvergleichliche Meister

des Völkerverkehrs, der Schöpfer weltumwälzender Vaterlandsgedanken. Aber mag auch grade auf einen von beiden unsere Ehrenbezeugung ihre besondere Richtung nehmen: unvergessen bleibt doch dabei stets der andere, gleich gewaltige, gleich unsterbliche Bruder. Ja wir vermögen es uns kaum vorzustellen, wie man im Volke einerseits einen Moltke feiern könnte, ohne zugleich Bismarcks zu gedenken, oder umgekehrt, wie der Preis des großen Staatsmannes ertönen könnte, ohne daß zugleich auch der Ruhm des großen Feldherrn miterklänge!

Denn Schwert und Feder, Staats- und Kriegskunst, früher so oft getrennt und gar wider einander gerichtet: bei uns — und das ist eben das Eigenartige unserer ganzen neuesten Geschichtswendung — sind sie jetzt aufs innigste verbunden gewesen zu gemeinsam-einheitlichem Zusammenwirken! Was die Feder Bismarcks vorgezeichnet — das Schwert Moltkes hat's verwirklicht; und wiederum: was dieser mit dem Schwert in der Faust errungen — jener hat es mit der Feder in der Hand dem Vaterlande für alle Zukunft fest verschrieben! — Ja, es ergänzen sich nicht nur die beiden Werkzeuge gegenseitig in ihrer Thätigkeit, sondern das eine verwandelt sich gradezu in das andere! Bismarcks Feder — ist sie nicht allzeit ein wahres Schwert gewesen, scharf, schneidig und kühn, gefürchtet in ganz Europa wie nur je eine Kriegswaffe? Wie Alexander der Große mit Einem Schwertschlag den Gordischen Knoten durchhaut, so zertrennt Er schließlich mit Einem Federzug den Wirrwarr der deutschen und so mancher europäischen Frage! Umgekehrt: was war Moltkes Heldenschwert anders, als

die Riesenstahlfeder, mit der er die neue Karte Deutschlands gezeichnet und unsere Ruhmesgeschichte ins Buch der Welt eingeschrieben hat?

Doch auch ohne Bildersprache tritt dieses wahrhafte Dioskurenverhältnis hervor! Wie Deutschlands Volk, gilt's das Vaterland, ein einziges großes Heer wird und die Eine Wacht am Rhein, am Wasgau, an der Weichsel darstellt; wie umgekehrt Deutschlands Heer mit Recht gradezu das „Volk in Waffen" heißt: in gleicher Weise sind bei uns Staatsleitung und Heeresführung nur zwei Seiten ein und derselben Sache: der allseitigen Erziehung, Erhaltung und Förderung von Volk und Vaterland. Denn einerseits ist grade nach Moltkes ausdrücklichem Grundsatz — man vergleiche die Reichstagsrede vom 15. Juni 1868 — der Krieg nichts anderes als die Fortsetzung der Staatspolitik, nur mit anderen, neuen Mitteln! Und darnach ist er selber, der geniale Feldzugsmeister, zugleich der ausgezeichnetste Politiker gewesen! Anderseits ist erst recht die großartige Bismarckische Staatsführung ein unausgesetzter Kampf, eine meisterhafte Kriegsführung gewesen; und überall hat der gewaltige Recke — bald am grünen Tisch, bald im Reichs- und Landtag, bald wieder in Staatsmänner-Versammlungen oder auch Auge in Auge mit einem einzelnen diplomatischen Gegner — Schlachten geschlagen, Siege gewonnen, Triumphe gefeiert! Und recht wie Kastor und Pollux, oder wie im Nibelungenliede Hagen und Volker, so haben auch diese beiden Kämpen allzeit zusammengestanden, sich gegenseitig den Rücken gedeckt, und Schritt für Schritt, Schulter an

Schulter, Schild an Schild voran kämpfend, der großen Mutter Germania die Freiheit, die Macht und die goldene Kaiserherrlichkeit errungen! — — —

Im einzelnen hat nun zunächst für unsern großen Kastor-Moltke grade die letzte Zeit uns seine Ruhmesthaten, seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine herrliche Menschenpersönlichkeit lebendig wieder vergegenwärtigt.

Welch ein Schauspiel, den neunzigjährigen Helden an seinem Ehrentage zu sehen, in geistiger Frische und ungebrochener körperlicher Kraft, wie er da der Mittelpunkt wird einer Volksbegeisterung und eines Nationaldanks, wie derselbe einst nur dem großen neunzigjährigen Kaiser selber entgegen geflutet war. Ja, welch ein Schauspiel, jene festliche Riesen-Wallfahrt zu dem Gefeierten, daran sich alle Stände, alle Kreise und Schichten des Volks beteiligen: voran der Kaiser selbst mit Königen und Fürsten, um den „Mitbegründer und Mitschmieder unseres deutschen Reiches" zu beglückwünschen; darauf das Heer und seine Feldherren mit schmetternden Fanfaren und mit den alten Ruhmesfahnen, die er selber einst von Sieg zu Sieg geführt und mit der Glorie der Unüberwindlichkeit umgeben hat; sodann in unabsehbarer Menge das deutsche Volkstum in mannigfacher Abstufung: hier die Volksvertretungen, die ihn als den Nestor der deutschen Parlamente begrüßen; dort das Bürgertum der deutschen Städte, die ihrem großen Ehrenbürger huldigen; die Wissenschaft in ihren glänzendsten Vertretern, die ihn selber als einen ihrer Großen feiert; die Kunst, deren Meistern er durch seine Thaten so herrliche Aufgaben zu unsterblichen Schöpfungen gestellt hat; endlich auch Handel

und Verkehr, Gewerbe, Handwerk und Betriebsarbeit — sie alle schließen sich an; denn allen hat er durch des Vaterlandes siegreiche Verteidigung und ruhmvolle Erweiterung Schutz und Sicherheit, Gedeihen und Förderung bereitet, und allen Berufszweigen ist er selber als leuchtendes Vorbild unermüdlichen Fleißes, allseitiger Tüchtigkeit und treuester Pflichterfüllung vorangegangen.

In der That ein einzigartiges, wunderbar erhebendes Schauspiel! So wunderbar wie dieses ganze Leben selbst, das ja im gewöhnlichen wie im erhabensten Sinne „mit dem Jahrhundert selber geht“! Unwillkürlich gleitet die Erinnerung rückwärts zu jenen Tagen, da der Knabe in der alten lübischen Hansastadt Blüchers fliehendes Heer aufgelöst und das eigene Vaterhaus von französischen Räuberhänden geplündert sah. Und jetzt grüßt den neunzigjährigen Jubilar in seiner Feldherrnwohnung in der Reichshauptstadt, über die Baumgipfel des herrlichen Parks wie über die Scharen der Festwallfahrer hinüber, die goldene Siegesgöttin, die auf himmelan ragender Säule die Ruhmesthaten der deutschen Heere, seine eigenen Thaten der Mit- und Nachwelt verkündet!

In dem ganzen reichen und glanzvollen Bilde aber bleibt das Wundervollste und Ergreifendste Er selber, der so tausendfach Verherrlichte, in seiner wahrhaft erhabenen, wahrhaft klassischen Einfachheit und Bescheidenheit, welcher nur die Größe seines Ruhmes gleichkommt. Sie ist es, die insbesondere auch das zuschauende Ausland immer von neuem zu staunender Bewunderung hingerissen hat. „Unser eitles und ruheloses Geschlecht“ — so ruft ein Brite seinen Landsleuten zu —

„kann daraus etwas lernen! Zu seiner Zeit hat es keinen „gesehen und wird auch wahrscheinlich keinen sehen, der „größeres Aufsehen in der Welt gemacht hat, als der „Soldat, der den fürchterlichsten Donnerkeil hinaus„schleuderte, der jemals zur Vernichtung eines Heeres und „zur Niederschmetterung eines Volks geschmiedet wurde. „Und wenn es dann die ruhige Würde und die fast „geräuschlosen Fußtritte erwägt, mit welchen dieser „Mann eine Welt verläßt, die er einst vom Dröhnen ge„wappneter Millionen erzittern ließ, so wird es sich vielleicht „seiner Überhebung, seiner überspannten Großmannssucht „schämen und einige seiner eigenen Helden mit einem für „deren kleinere Verhältnisse gerechteren Auge anschauen." —

Uns Deutschen aber ist und bleibt grade dies der höchste und herrlichste Stolz, daß es der Spiegel unsrer eignen besten Stammestugenden ist, den wir in verklärender Rückstrahlung in unserem Moltke anschauen dürfen. Und wenn einst die Spartaner ihrem göttlichen Schlachtenlenker unter Flötenspiel das „kastorische Lied" zu singen pflegten, so huldigen wir nicht weniger begeistert unserm großen Menschenhelden mit hellem Sangesjubel, huldigen ihm mit dem Dichterwort, welches grade zu seinem Ehrentage so schön ihn begrüßt hat:

Denker du in Wort und Rat,
Lenker der erwognen That,
Du im Frieden und im Feld
Vaterlandes Sohn und Held!
Sieh, es drängt sich dir zu Füßen
Alt und junger Krieger Schar;
Denn ganz Deutschland will dich grüßen,
Das da ist und das da war,

Daß ein Bild dir sei gegeben,
Greifbar, wie's die Kunst verleiht:
Es gehört dein großes Leben
Aller Zeit, nicht einer Zeit! — —

Von dem Kriegshelden aber und von dem Glanzschauspiele seines hohen Ehrentages wendet sich nun unwillkürlich, dem magnetischen Zuge des Herzens folgend, der Blick zu dem ländlich stillen Ruhesitze, wo sein großer Geistesbruder, der fürstliche Staatsmann, Polydeukes-Bismarck, sich von der Riesenarbeit erholt, die er zeitlebens für sein Volk geleistet hat.

Und wollen wir nun auch dieses Mannes- und Lebens-Bild nach seiner Art und Bedeutung in einen einzigen kurzen Überblick zusammenfassen, so bietet sich dafür kaum ein treffenderer Ausdruck dar, als jener lateinische Spruch, den er selber einst in das goldene Buch des Germanischen Museums zu Nürnberg eigenhändig eingetragen hat: „Patriae inserviendo consumor — Im Dienste des Vaterlandes verzehre ich mich.“

Wahrlich, ein großes Wort, dieser Bismarckische Denkspruch, ein Wort von ergreifendem und zugleich erhebendem Doppelsinn!

Von dem Bilde der Flamme hergenommen, welche brennend sich verzehrt, aber eben in dieser Selbstverzehrung für ihre Umgebung Licht und Wärme spendet, bezeichnet der Gedanke so recht das ganze Wirken des gewaltigen Mannes, in einer Klarheit, die ihm selber damals vielleicht unbewußt war. Denn in jahrzehntelanger Arbeit, in unablässigem Mühen und Ringen, mit Aufwendung seiner ganzen Lebenskraft, mit Darangabe seiner Gesundheit, unter wiederholtem

Einsatz seiner ganzen Gegenwart und Zukunft, hat er unablässig den Einen großen Gedanken verfolgt, der den Inhalt seines Lebens bildete: die Einheit Deutschlands zu verwirklichen. Wie lange hat er da allein gestanden, einsam, auf sich selbst nur angewiesen, mißverstanden, verkannt, ja grade von solchen bekämpft und gehaßt, mit denen er sich im letzten Endziele doch Eines Herzens wußte! Und auch später, als ihm der große Wurf endlich gelungen, die Schöpfung des deutschen Kaiserreichs vollendet war, auch da noch hat er, das Steuerruder der Weltpolitik in der Hand und zugleich das Schwungrad der inneren Entwickelung treibend, wiederum lange Jahre im gleichen treuen Dienste für König und Vaterland, für Kaiser und Reich, sich abgemüht und verzehrt, bis selbst seine Riesenkraft fast erlahmte und schweres Leiden an seinem Lebensmarke zu zehren begann. Zwar hat er sich auch hier wieder hindurchgerungen zu neuer Frische und Kraft: aber wenn irgend einem sturmerprobten Helden schließlich die Ruhe zu gönnen war, so ganz gewiß ihm, dem ersten Vorkämpfer und Burgwart des Reiches, grade damit die Flamme seines dem Vaterlande so teuern Lebens sich nicht gänzlich aufzuzehren brauche, sondern, fortan in ruhevollerer Glut brennend, noch lange leuchtend und wärmend weiterbrennen möge.

Leuchtend und wärmend! Denn das ist eben das zwiefache Geheimnis der wunderbaren Erscheinung: wer so im Dienste eines hohen Gedankens, einer heiligen Pflicht sich verzehrt; wen das Licht der Weisheit und die Glut der Vaterlandsliebe und Königstreue also erfüllt, daß er dem Großen und Ganzen zu dienen fähig ist und immer neu

entbrennt: der ist eben darin ein Licht- und Wärmespender auch für seine Umgebung. Und ist er nun gar ein Großer in der Menschheitsgeschichte, so wird er zu einer Fackel, an der Tausende von Herzen sich zu gleicher Glut entzünden, zu einer Sonne, die für Millionen den Weg erhellt, den sie selbst ihnen voranläuft.

Und ist nun nicht grade auch von unserm großen Bismarck eine solche Leuchtkraft, ein solcher Wärmestrahl ausgegangen für unser ganzes Volk, ja für die Menschheit? Die grauen Nebel der Theorieen und Redensarten, die dunklen Wolken der Zwietracht im Innern und der Eifersucht von außen, die schwüle Gewitternacht der Stürme und Gefahren — wie oft ist das alles schließlich vor der siegreich hindurchbrechenden Sonne seiner Geistesklarheit verflogen, verdampft und zergangen! Und die Eisesrinde mißtrauischer Zurückhaltung seitens früherer Gegner, die Kälte kleinlicher Stammes- und Fürstenselbstsucht, die Nachtfröste hadersüchtiger Nörgelei — mußte nicht alles das in jener großen Zeit schließlich zerschmelzen und hinwegtauen vor dem Wärmestrahl seiner großen Empfindung, vor dem Feuer seiner ehrlichen, selbstlosen Hingabe an das Ganze?

Wohl ist ja — wer wollte es leugnen — diese Innenglut seines ganzen Wesens manches Mal auch vulkanisch hervorgebrochen und hat hie und da sengend und sehrend gewirkt. Aber im großen und ganzen hat doch die von ihm ausgehende Kraft sonnengleich das Vaterland durchflutet und uns nach langer Winterstarre endlich den lachenden Lenz neuen staatlichen Lebens gebracht. Und die Fackel der Einsicht und Weisheit, die er mächtig erhoben und seinem Volke vorangetragen hat, sie leuchtet,

nunmehr von jüngeren Händen aufgenommen, auch fernerhin der Bahn des von ihm geschaffenen Reiches. —

Ihm selber aber werden Deutschlands Patrioten es niemals vergessen, was er so für uns gethan hat, was er dem Vaterlande gewesen ist und ewig bleiben wird! Niemals wird das deutsche Volk — bleibt sich's nur selber treu — aufhören ihm zu danken, ihn zu ehren und zu erheben als seinen andern großen Dioskuren, als den von Gott selbst uns geschenkten Genius, als den Pfadfinder und Mitschöpfer des herrlichsten Staatswesens, welches die deutsche Geschichte kennt! — —

So leuchtet es denn gemeinsam am Himmel unseres Deutschtums, das glanzprächtige Doppelgestirn. Und gleich dem griechischen Götterpaar leuchtet es auch seinerseits dem Beschauer, je nach dem Standpunkte der Betrachtung, bald als das verheißungsvolle Morgengestirn, das den Sonnenaufgang der deutschen Reichsherrlichkeit verkündet, bald als das helle Abendgestirn, das, nach vollbrachtem Werk, in alle Fernen nachtverhüllter Zukunft tröstlich hineinschimmert. Ungleich dagegen den hellenischen Brüdern — die nach der alten Göttersage nur abwechselnd einen Tag um den andern im Olymp die Unsterblichkeit genießen durften und dazwischen stets wieder in des Hades dunkles Totenreich hinabsteigen mußten — wird unser hehres Dioskurenpaar ohne Wechsel und Wandel sich eines unsterblichen Lebens im Olymp der Geschichte, unter den ruhmverklärten Heroen aller Zeiten, in gleicher Weise erfreuen.

In gleicher Weise! Denn über den jämmerlichen Tagesstreit des Parteigeistes, der, die beiden unter sich

selbst vergleichend, Unterschiede des Werts, des Verdienstes, der Größe auffinden zu können vermeint; der den einen bald auf Kosten des andern prahlerisch erhöhen, bald umgekehrt zu dessen Gunsten hämisch herabsetzen möchte und so dasjenige in künstlich geschraubten Gegensatz zu bringen sucht, was doch nach Gottes Wunderfügung nun einmal in innigster, unlösbarer Gemeinschaft und lebendigster Wechselwirkung unserm Volke zu teil geworden ist: über diesen ebenso nichtigen wie unpatriotischen und schädlichen Streit hoch erhaben, reicht das gerechte Urteil der Geschichte und jeder sachgemäßen Betrachtung sowohl beiden Männern zusammen die Eine gemeinschaftlich zu tragende Palme höchsten vaterländischen Verdienstes, als auch jedem einzelnen von ihnen in seiner Art, für seinen besondern Wirkungskreis, den unverwelklichen Kranz einzigartigen Ruhmes und höchster weltgeschichtlicher Bedeutung!

Ist es doch auch sonst eine wundervolle, vielleicht noch längst nicht genug gewürdigte Eigenart grade unserer deutschen Geschichte, daß wir vor allen andern Völkern auf den verschiedensten Gebieten unseres Volks-, Staats- und Geisteslebens nicht blos gewaltige Einzelhelden, sondern auch eine Reihe je zusammengehöriger Heldenpaare aufweisen können, die in zeitgeschichtlichem Zusammen- und Wechselwirken als erste Führer unseres Volkstums demselben schöpferisch neue Bahnen gebrochen und recht als Dioskuren uns vorangekämpft und vorangeleuchtet haben! Und nicht als bloßes Spiel blinden Zufalls, nein, als herrliche Gnadengeschenke Gottes gelten uns in dieser Hinsicht auf dem Gebiete der Kunst hier ein Klopstock und Lessing,

ein Goethe und Schiller, dort ein Bach und Händel, ein Mozart und Beethoven, wiederum dort ein Dürer und Holbein, ein Cornelius und Kaulbach; oder auf dem Felde der Wissenschaft ein Kant und Fichte und jene berühmten Leibes- und Geistes-Brüder: die Humboldts und die Grimms. Und wie auf kirchlichem Gebiete einst ein Luther seinen Melanchthon zur Seite hatte, so gehen auch auf dem staatlichen und militärischen Gebiete selber unsern neuesten Dioskuren ähnliche Paare vorbildlich voran: ein Stein und Scharnhorst und — in engerem Kreise — ein Blücher und Gneisenau. Allen solchen Doppelerscheinungen gegenüber gilt aber das bekannte, trefflich derbe Wort Goethes: Die Deutschen, statt darüber zu streiten, wer größer sei, Schiller oder er, sollten sich lieber freuen, daß überhaupt „zwei solche Kerle vorhanden seien!“

Und so sollen und wollen auch wir nicht darüber zanken, wer größer sei, Bismarck oder Moltke. Und das um so weniger, als sich's ja bei beiden, trotz aller Gemeinsamkeit und Wechselwirkung, um ganz verschiedene Arbeitsgebiete handelt. Moltke und Bismarck sind ebensowenig Nebenbuhler und Konkurrenten, wie ein Steuermann mit einem Offizier, ein Baumeister mit einem Grenzwächter rivalisiert! Jeder kann sich der Arbeit, des Erfolgs und der Anerkennung des andern neidlos freuen; kann es um so mehr, wenn durch die Leistung des einen auch dem andern gedient wird! Hier nun stehen beide Helden zusammen auf den Schultern des großen Friedrich, und was dieser für Preußen, haben sie für Deutschland errungen. Beide zusammen stellen das dar, was uns in

den Freiheitskriegen noch fehlte: Moltke das Vermögen, ganz aus eigner deutscher Kraft mit einer Welt von Feinden ringsum fertig zu werden; Bismarck die großartige Einigungsmacht, welche diese ganze Kraft — die früher ja immer in Zersplitterung und Bruderzwist sich selbst wieder zerstört hatte — endlich in die Eine große Bahn, auf das Eine hohe Ziel hin nicht nur lenkt, sondern gradezu drängt und zwängt; die den nationalen Gesamtwillen zähe daran festhält, unermüdlich darauf hin erzieht, und alles das mit jener eisernen Unerbittlichkeit, welche zur Vollendung solches Riesenwerks unumgänglich nötig war.

Beide aber haben endlich — vor vielen anderen Heroen unserer Geschichte — auch das gemeinsame weltgeschichtliche Glück gehabt, haben mit ihrem gesamten Volke die Gnadenfügung Gottes zusammen erfahren: einen **König** zu finden, der sie überhaupt erst in ihrer Bedeutung erkannt und voll gewürdigt, der sie an die rechte Stelle gesetzt, in unerschütterlichem Vertrauen an ihnen festgehalten und in unermüdlicher Wechselwirkung mit ihnen das nationale Einigungs- und Befestigungswerk seinerseits zu Stande gebracht hat! Ohne **Wilhelms** I. wahrhaft einzigartige Herrschergröße hätte auch die Größe eines Bismarck und Moltke höchstens halbe Arbeit thun, aber nimmer ihr Werk vollenden können!

Wie also bei den Hellenen die Verehrung der Götterbrüder schließlich doch allemal gipfelte in dem Lobpreis des olympischen Götterkönigs, des Zeus selber, der ihnen erst das Heldentum und die Unsterblichkeit verliehen hatte: ähnlich kann auch das Lied von unseren großen Dioskuren, der

Sache wie deren eigenem Sinne gemäß, nur in dem neuen Doppelakkorde ausklingen: daß wir einerseits, mit ihnen zugleich, dankbar auch dem großen Könige und Kaiser huldigen, der ihr heroisches Wirken erst ermöglicht hat; und daß wir anderseits zuhöchst dem allmächtigen Gotte selber Dank und Ehre darbringen, der ihnen und unserm ganzen Vaterlande diesen wahrhaft olympischen Herrscher gesetzt hat als die lebendige Vorbedingung und als die letzte entscheidende Ursache der ganzen gewaltigen Weltenwende, die wir erlebt haben! —

Ihn, den großen Monarchen, hat nun der Ewige schon von uns dahin genommen. Möge Er denn die beiden Paladine, die letzten Riesenzeugen der großen Zeit, noch lange in unserer Mitte erhalten! Ruft Er dann aber einst auch sie hinauf zu dem großen Heere vergangener herrlicher Volkshelden, so werden sie doch — ihrem hohen Herrn zur Seite — allen künftigen Geschlechtern in unsterblichem Glanze weiter leuchten; und noch in kommenden Jahrhunderten werden Millionen deutscher Augen und Herzen an dem weiten Sternenhimmel unserer vaterländischen Geschichte auch dieses Doppelgestirn aufsuchen und werden bewundernd aufschauen zu **Bismarck** und **Moltke, Deutschlands großem Dioskurenpaar!** — —

Gedruckt bei August Bagel in Düsseldorf.

Evers, Math.

Bismarck und Moltke, Deutschlands Dioskuren Eine vaterländische Festgabe zum 20. Gedenktage der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs am 18. Januar 1891 von Math. Evers

Düsseldorf (1891)